34. Jahrgang 4. Heft 1. Januar 1922

Pastor bonus

Monatsschrift für kirchliche Wissenschaft und Praxis

herausgegeben von

Franz Hamm

Doktor der Theologie und Staatswirtschaft
Professor der Moraltheologie am Priesterseminar zu Trier

Preis jährlich 24.– Mk.

In der Diözese Trier kann mit Genehmigung des Hochwürdigsten Bischöflichen Generalvikariates unter dem 15. September 1921 der Pastor bonus auf Rechnung der Kirchenkasse übernommen werden.

Mit kirchlicher Druckerlaubnis.

Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei (G. m. b. H.) Trier

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Ein Gedenkblatt auf das Grab des Hochwürdigsten Herrn Bischofs Dr. M. F. Korum von Trier (Domdechant Prälat Dr. Müller, Trier) . . 129

Erkenntnistheoretische Methoden der modernen Religionsphilosophie (Privatdozent Dr. theol. et phil. J. P. Steffes, Münster i. W.) 132

Muss der Untergang kommen? Kritische Bemerkungen zu Otto Spenglers „Der Untergang des Abendlandes" (Prof. Robert Schmitt, Coblenz) 139

Die alttestamentlichen Propheten als Seelsorger (Professor Dr. A. Eberharter, Salzburg) 147

Der Ehrw. P. Libermann, der Gründer der afrikanischen Mission im 19. Jahrhundert (Professor Dr. Hamm, Trier) 152

Volk und Liturgie (Felix Langer, Berlin) 157

Funk-Bihlmeyer, Lehrbuch der Kirchengeschichte (Prof. Dr. Marx, Trier) 160

Zur Frage, wann für die Kinder die Kommunion- und Beichtpflicht beginne (Theologieprofessor Emil Springer S. J., Sarajewo) . . . 162

Mitteilungen: Diözesansynoden (Freiburg im Breisg. u. Trier) 163

Literarische Mitteilungen: 1. Faßbinder, Kl. Heiligenlegende. 2. Kard. v. Faulhaber, Charakterbilder der bibl. Frauenwelt. 3. Prof. Rademacher, Seelenleben der Heiligen. 4. P. Rings O. P., Dominikusbiographie. 5. W. Wampen O. F. M., Thiofried von Echternach. 6. M. Tangl, Leben des hl. Bonifatius, Sturmius, der hl. Lioba. 7. Genelli-Kolb, Ignatiusbiographie. 8. P. Wilms O. P. Dominika Klara Moes. 9. M. Notton, Wendelinus-Büchlein. 10. Prof. Buchwalds Kalendarium Germaniae (Professor Dr. Hamm) 166

Liturgische Entscheidungen (Dechant Dr. Ott) 168

Bücherschau: Staab, Moraltheologie von Franz Adam Göpfert — Muckermann, Die Mutter und ihr Wiegenkind — Muckermann, Die naturtreue Normalfamilie — Schlags, Kinder der Heiligen (Professor Dr. Hamm) 169

Mayer-Göttler, Deutsche Nationalerziehung und katholisches Christentum (Bistumssekretär K. Kammer) 170

Göttler, Elftes und zwölftes Jahrbuch des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft (Konrektor Faßbinder) 170

Tillmann, Die sonntäglichen Episteln im Dienste der Predigt erklärt — Steinmann, Jesus und die soziale Frage — Dausch, Christus in der modernen sozialen Bewegung (Bischöfl. Geheimsekretär Dr Ketter) 171, 172

Hessen, Graf von Hertling als Augustinusforscher (P. Bernhard Gerardi O. M. J.) 172

Villefranche, Die Danksagung nach der hl. Kommunion (P. H. Stolte S. V. D.) 172

Eberl, Im Klostergarten (P. W.) 172

Inseraten-Anhang

Ein Gedenkblatt

auf das Grab des Hochwürdigſten Herrn Biſchofs

Dr. Michael Felix Korum.

Von Domdechant Prälat Dr. Müller, Trier.

Am zweiten Adventsſonntag des Jahres 1921 in der Abenddämmerung verkündete das feierlich ernſte Geläute der Domglocken der Biſchofsſtadt und der ganzen Diözeſe das Hinſcheiden ihres hochbetagten Oberhirten. Einige Stunden früher war er friedlich in den Armen ſeines Sekretärs Dr. Ketter und ſeines treuen Dieners Peter Sturm im Herrn entſchlafen. Konnte er auch noch eben mit den hl. Sterbeſakramenten verſehen werden, ſo kam ihm und allen, die ihm naheſtanden, der Tod doch unerwartet. Denn frohgemutet hatte er gehofft, von dem Unfall, den er vor mehr denn Jahresfriſt erlitten, ſoweit ſich erholt zu haben, daß er wieder ſeine gewohnten Wanderungen durch die Diözeſe zum Firmen und Viſitieren machen könne. Gott hatte es anders beſtimmt; ſeinen treuen Diener rief er, einundachtzigjährig, zur ewigen Ruhe. Wohin immer die Kunde von dem Hinſcheiden des Biſchofs Michael Felix Korum drang, überall war man ſich alsbald klar darüber, hier war ein hochbedeutſames Leben erloſchen. Denn Biſchof Korum war ein außergewöhnlicher Mann, außergewöhnlich durch die Gaben des Geiſtes und Herzens, womit Gott ihn ausgeſtattet hatte, außergewöhnlich durch die lange Dauer ſeines biſchöflichen Wirkens, außergewöhnlich durch die vielen und großen Fragen, in die einzugreifen er berufen war, außergewöhnlich durch die glänzenden Erfolge, die er auf den verſchiedenſten Gebieten ſeiner biſchöflichen Tätigkeit erzielte, außergewöhnlich endlich durch das gerüttelte und geſchüttelte Maß von Anhänglichkeit, Dankbarkeit und Liebe, die ſeine Diözeſanen ihm entgegenbrachten.

Sollen wir für die Leſer dieſer Zeitſchrift, welcher der hohe Verblichene ſtets ein ſo treuer Freund und Gönner war, ſein Leben und Wirken kurz zuſammenfaſſen, ſo können wir ſagen: ‚lucebat et ardebat‘ als Chriſt, Prieſter und Biſchof in einem Grade, der unſere hohe Bewunderung erweckt.

1. Lucebat‘. Biſchof Korum war in hervorragendem Maße ein Mann der Wiſſenſchaft, nicht der trockenen Stubengelehrſamkeit, die anderen nichts fruchtet, vielmehr einer Wiſſenſchaft, die andere erleuchtet und erwärmt, die andere aus dem Zwielicht dieſer Erde hinführen will zu Gott, der ewigen, unbegrenzten Wahrheit. Nicht als Schmeichelei lege man es aus, wenn wir die Worte Jeſus Sirach von dem Hohenprieſter Simon, die bereits jüngſt bei dem 40jährigen Biſchofsjubiläum des Verſtorbenen der preußiſche Kultusminiſter von dieſem gebraucht hat, auf ihn anwenden: „Wie der Morgenſtern in des Nebels Mitte, und wie der Mond leuchtet, wenn er voll iſt in ſeinen Tagen; und wie die aufſtrahlende Sonne,

so glänzte er im Tempel Gottes.“ [1]) Weithin über die Grenzen der Diözese hinaus hat Bischof Korum durch das Licht der Wahrheit, der Glaubenswissenschaft, geleuchtet.

Um ihn für diese hohe Aufgabe auszurüsten, hatte ihn die göttliche Vorsehung zunächst gründliche Studien machen lassen: humanistische Studien bei den Marienbrüdern und am Gymnasium zu Colmar i. E., philosophische und theologische an der Universität Innsbruck. Er selbst aber, dem Drange seines Geistes folgend, strebte unablässig danach, diese Fachbildung durch eine universelle Bildung zu erweitern und zu ergänzen: durch Sprachstudium, durch Studium der Archäologie und Geschichte, der Kunst und Literatur. So vorbereitet, trat er an die Ausübung des kirchlichen Lehramtes heran, erst als Prediger im Münster zu Straßburg und in vielen anderen Kirchen seiner elsässischen Heimat, dann vom Jahre 1881 an als Bischof von Trier auf der Domkanzel und nahezu auf allen Kanzeln der weiten Diözese. Auf eines kam es ihm bei all seinen Predigten und ebenso in seinen gediegenen Hirtenschreiben vor allem an, seinen Diözesanen die Wahrheit, Größe, Tiefe und Schönheit der katholischen Dogmen zu enthüllen, ihnen die Segensfülle und den Trost der christlichen Sittenlehre vor Augen zu stellen und sie tiefer und tiefer einzuführen in das Verständnis der kirchlichen Liturgie, dieses Wunderwerkes der Andacht, des Glaubenslebens und der Poesie. Wer hat sich dabei je der hinreißenden Kraft seiner Beredsamkeit, die nichts gemachtes, sondern nur der lebendige Ausdruck seiner eigenen inneren Ergriffenheit war, zu entziehen gewußt? Und noch in anderer Weise bekundete er den großen, wahrhaft apostolischen Kanzelredner: nicht aus weltlichen Quellen schöpfte er all die Belehrungen, die er dem Volke zu geben hatte — er würde geglaubt haben, sein Amt zu entweihen —, sondern aus den tiefen, unerschöpflichen Brunnen der hl. Schrift und der Kirchenväter, aus den Werken der großen Theologen der Vorzeit, besonders Thomas von Aquin und Bonaventura, auch aus den Werken der großen deutschen Mystiker des 14. Jahrhunderts, eines Ruysbroek, Suso und Tauler, vor allem aber auch aus den reichen Erfahrungen seines eigenen aszetisch durchgebildeten Innern und seiner umfassenden seelsorgerlichen Praxis.

Daneben war Bischof Korum ein eifriger Förderer der kirchlichen Wissenschaft. Wie hat er eifrig Sorge getragen, auf die Lehrstühle seines Priesterseminars tüchtige Dozenten zu berufen, wie hat er begabten jungen Geistlichen es ermöglicht, auf deutschen Universitäten sich den Doktorgrad zu erwerben, nicht bloß in der Theologie, sondern auch in weltlichen Wissenschaften, wie Nationalökonomie, Geschichte und orientalische Sprachen. Der verstorbene Berliner Universitätsprofessor Adolph Wagner hat dies z. Zt. in öffentlicher Rede rühmend anerkannt. Wie hat er, wenn seine Zeit es nur irgend erlaubte, stets den Examina der Alumnen, Kapläne und Pfarrer beigewohnt, und, wie er so gern es sagte, als „alter Professor“ mitexaminiert! Wie hat er endlich auf der Diözesansynode im September v. J. noch eine umfassende Reform der philosophischen und theologischen Studien in seinem Priesterseminar durchgeführt! Darum hat er auch seine reiche, auserlesene Bibliothek testamentarisch dem Priesterseminar vermacht. Der tiefere

[1]) Sir. 50, 6 u. 7.

Grund von dem allem war, daß Bischof Korum von der Wahrheit des Satzes: „Wissenschaft ist Macht", fest überzeugt war. Darum wollte er, daß sein Klerus wissenschaftlich hochstehe, daß sein Priesterseminar von keiner theologischen Fakultät an einer deutschen Universität überflügelt werde, und daß seine Priester auch später in der Praxis sich wissenschaftlich immer noch weiterbilden sollten. Das Prophetenwort stand ihm eben immer leuchtend vor der Seele: „Die Lippen des Priesters sollen die Wissenschaft bewahren, und das Gesetz soll man holen aus seinem Munde; denn ein Engel des Herrn der Heerscharen ist er." [1])

2. ‚Ardebat'. Er glühte in der Tat von reiner, heiliger Liebe zu Gott und zu Christus, und eben deshalb brannte er auch von Liebe zu den unsterblichen Seelen, die nach Gottes Ebenbild erschaffen und durch Christi Blut erkauft sind. Mit dem Apostel konnte er sprechen: ‚Ego autem libentissime impendam et superimpendar ipse pro animabus vestris: licet plus vos diligens minus diligar.' [2]) Und so hat er unermüdlich auf seinen Firmungsreisen die Diözese durchzogen, gefirmt, gepredigt, Kirchen konsekriert und Klöster visitiert, Ansprachen in Versammlungen gehalten, unzählige Audienzen erteilt all denen, die Rat und Hülfe in geistigen Bedrängnissen, oft auch in ihren materiellen Nöten bei ihm suchten. Denn mildtätig und barmherzig war Bischof Korum oft bis an die Grenze des Erlaubten. Das: ‚Da animas et cetera tolle tibi', war eben auch sein Wahlspruch. Darum hörte er auch jeden Samstag Nachmittag und an den Vorabenden der Feste Beichte im Dom, wie der jüngste Kaplan, oft bis zur Erschöpfung. Noch am Samstag, ehe er starb, hat er mehrere Stunden im Beichtstuhl gesessen. Erst der jüngste Tag wird enthüllen, wie viel irrende Seelen Bischof Korum gerade hier auf den rechten Weg geführt, wie viel zweifelnden Seelen er Rat und Licht gespendet, wie viel gebeugte und verzagende Seelen er aufgerichtet und mit neuem Mut erfüllt hat.

Und wo hat Bischof Korum das Feuer der Liebe zu den Seelen immer wieder zu neuer Glut entfacht? In der täglichen Zelebration der hl. Messe, in der täglichen Betrachtung, in der andachtsvollen und pünktlichen Rezitation des hl. Offiziums, in der täglichen Besuchung des Allerheiligsten, im täglichen Abbeten des Rosenkranzes, endlich in seinen alljährlich abgehaltenen achttägigen Exerzitien. In der Treue und Gewissenhaftigkeit, mit der er all diesen geistlichen Uebungen oblag, konnte er allen Priestern ein Vorbild sein.

So haben wir Bischof Korum gekannt während der vierzig langen Jahre, die er unter uns gewandelt ist, bis der Tod seinem rastlosen Wirken ein Ziel setzte, und seine Seele hinübereilte zu dem ewigen Hohenpriester, um von ihm den Lohn für all ihre Mühen und Sorgen zu empfangen. Möge sein Geist auf uns allen ruhen, und möge er selbst am Throne Gottes der Kirche des hl. Eucharius, die er so innig geliebt, die Gnade erflehen, daß sie recht bald wieder einen Hirten erhalte, wie er selbst einer war!

[1]) Malach. 2, 7. [2]) 2. Kor. 12, 15.

◇ ◇ ◇

Erkenntnistheoretische Methoden der modernen Religionsphilosophie.

Von Privatdozent Dr. theol. et phil. J. P. Steffes, Münster i. W.

I.

Die erhabensten Beseligungen sowie die erschütterndsten Schmerzen erwachsen dem Menschengeiste aus seinem metaphysisch-religiösen Drange. Mit gesteigerter Intensität beginnt auch der moderne Mensch wiederum metaphysische Bedürfnisse zu empfinden und einzusehen, daß nur in ihrer Erfüllung sich unser tiefstes Wesen selbst erfüllt. Aber eine furchtbare Tragik, ein unlösbarer Konflikt scheint über diesem göttlichen Adelszeichen seines Geistes zu schweben; denn so stark auch der innere Trieb zum Jenseitigen in uns lebt, ebenso sehr scheinen alle Wege verbaut, die dahin führen. Vergegenwärtigen wir uns kurz die Situation des heutigen Menschen. Auf zwei empirischen Säulen ruhte ehedem die transzendente Welt: auf der Natur und der Geschichte. Aus ihnen wurde Gott samt der christlichen Offenbarung und ihrer Absolutheit erschlossen. Beide Säulen aber brachen, so glaubt man, in der Unterminierungsarbeit der modernen Kritik zusammen. Vor allem waren es zwei Gedanken, die hier revolutionierend wirkten: die Immanenz und die Evolution. Erstere war vorbereitet durch das neue, dem Blick scheinbar die Unendlichkeit öffnende kopernikanische Weltbild, sowie durch die Erneuerung der den Kosmos belebenden antiken Religions- und Welt-empfindung. Sie tritt gleich in zweifacher Form auf: als mechanisch-mathematisches Weltbild, dessen einmal bestehende unteleologische Gesetze sich selbst genügen, und als belebter harmonisch-kosmischer Organismus namentlich in der Philosophie des Giordano Bruno. Ihren begrifflich philosophischen Ausdruck, sowie gleichzeitig eine vereinende Synthese fanden diese neuen Betrachtungsweisen in der kantischen Philosophie. Kant wollte die alte Metaphysik zerstören und alle wissenschaftliche philosophische Erkenntnis auf das mathematisch-mechanischen Gesetzen unterworfene Empirische einengen, suchte aber in der Kritik der praktischen Vernunft sowie der Urteilskraft den Gedanken einer inneren teleologischen Lebendigkeit damit zu verbinden.

Mit diesem Immanenzgedanken paarte sich die Perspektive der Evolution. Material erscheint sie in drei Stufen, formal in zweifacher Gestaltung. In ersterer Hinsicht wurde durch Kant-Laplace der scheinbar als Gegebenheit in sich ruhende Kosmos aufgelöst in ein ständiges Werden aus Urnebeln auf Grund zeitlich wie räumlich ungeheurer Prozesse. Durch Darwin lernte man gleicherweise alles Lebendige als ein Entwicklungsprodukt verstehen, zunächst der leiblichen Existenz nach, dann aber in Fortsetzung locke'scher und hume'scher Auffassungen auch der Seele und dem Geiste nach, bis unter Hegels und Spencers Händen der Entwicklungsgedanke alle Kulturgebiete und Provinzen des Geistes umspannte.

Diese Konzeption beruhte formal einmal auf der Voraussetzung einer rein mechanischen, äußerlichen teleologielosen Weiterbildung kleinster Anfänge zu großen heterogenen Resultaten und Wirkungen, deren Stadien nachträglich festgelegt werden können. Dann aber ging neben ihr eine andere Form der evolutionistischen Betrachtung her, die aus geistigen Anlagen auf Grund

innerer Nötigung die großen Entstehungen zu begreifen sucht, und zwar an der Hand der in den Keimen selbst vorgezeichneten Entfaltungsgesetze. Für die erste Betrachtungsweise sind die Namen Kant-Laplace, Lamarck-Darwin und vor allem H. Spencer typisch, für letztere Lessing, Herder und Hegel.

Das Ergebnis dieser großen geistigen Wandlungen war: restlose Immanenz der Weltanschauung, welche für die Natur wie für die Geschichte entweder eine rein mechanische oder eine teleologische innerweltliche Entwicklung forderte. Die Konsequenzen und Nachwirkungen für die Religionswissenschaft schienen katastrophal zu werden.

Zunächst war einem transzendenten Gott der Boden entzogen und damit auch seiner Persönlichkeit und Bewußtheit. Die alles beherrschenden Naturgesetze schlossen Wunder und Weissagungen, die bisher wohl stärksten Argumente für eine göttliche Selbstbezeugung, aus. Der ständige Fluß ewig wechselnder und sich erneuernder Lebensformen relativierte alle Werte und machte den Begriff einer absoluten Religion, wie das Christentum ihn in Anspruch nahm, illusorisch. Bestärkt wurde dieser Eindruck noch besonders durch den erweiterten ethnologischen Horizont. Neue Naturvölker wurden gefunden, untergegangene Kulturen durch Ausgrabungen wieder zum Leben erweckt. An der Hand der vergleichenden Sprachstudien und aller Hilfsmittel der Ethnologie suchte man von hier aus zum Verständnis des prähistorischen Menschen, ja bis zur Quelle der Menschheit vorzudringen. Die so gefundenen Kulturen und Religionen werden nun untereinander und mit den höheren verglichen, letztere wiederum durch literarische, dogmen- und religionsgeschichtliche, sowie religionsphilosophische Untersuchungen nivelliert und generalisiert. Glaubte dabei der Rationalismus einen verstandesgemäßen ethischen Deismus als Grundlage und Wesensbestandteil aller Religionen anerkennen zu sollen, so haben die Entwicklungstheoretiker die mannigfachsten Schemata entworfen, um eine Klassifizierung des ganzen vorliegenden keineswegs völlig einheitlichen Materials zu ermöglichen. Das religionsphilosophische Ergebnis war auch hier dies, daß das Christentum nicht mehr als isolierte einsame Größe dastand, sondern als ein Entwicklungsprodukt mehr oder minder gleicher Art neben anderen Religionen. Man glaubte seine wesentlichen Bestandteile auch sonstwo anzutreffen, so daß ihm der Anspruch auf alleinige absolute Gottesoffenbarung nicht mehr konzediert werden konnte.

Für die christliche Religionsphilosophie war also tatsächlich die Hamlet'sche Alternative gestellt: Sein oder Nichtsein. Ja sie war für die Religion überhaupt gestellt. Denn wenn auch nicht alle Entwicklungstheoretiker, welche etwa mit den Sprachforschern die Religion vom Naturmythus, oder mit den Ethnologen vom Fetischismus, Animismus, Totemismus oder vom Zauberkult aus ihren Anfang nehmen lassen, damit zugleich der Religion das Daseinsrecht der Wahrheit verweigern, so liegen beide Standpunkte faktisch doch prinzipiell nicht so weit auseinander. Die Illusionierung der Religion geschieht indes vollständig im Positivismus eines Auguste Comte, im Naturalismus Feuerbachs, dessen Schatten bis zu Nietzsche, Häckel, Jodl und etwa auch bis zur psychanalytischen Schule Freuds, sowie zu allen rein physiologischen und sozialistischen Erklärungsversuchen reichen. Hier ist die Religion eine irreale Vorspiegelung und nichts weiter.

In Frage gestellt sind also die Absolutheit des Christentums einerseits, die Religion als Wahrheitsträger überhaupt andererseits. Das ist die Situation, in die der Gang unserer Geistesentwicklung den Menschen hineingestellt hat.

Wie ist nun diesem Tatbestande gegenüber die Religion erkenntnistheoretisch wirklich zu begründen? Und wie kann das Christentum in seiner rechtlichen Sonderstellung erhalten werden? Das sind die großen Fragen der gegenwärtigen Religionsphilosophie. In Kürze sollen einige typische Lösungen vorgeführt werden, und zwar soll dies in inhaltlicher, nicht in zeitlicher Reihenfolge geschehen.

II.

Zunächst sind einige Formen der Religionsbegründung zu erwähnen, die zwar eine positive wissenschaftliche Fundierung der Religion von der Hand weisen, ohne darum doch derselben das Existenzrecht oder jede Wahrheit abzusprechen. Hierher gehören die neukantianischen Positivisten wie Laas, Riehl, Lange u. a., denen jenseits der reinen Erkenntnissphäre ein Land der praktischen Ideale übrigbleibt, weder zu beweisen, noch zu bestreiten. Dort hat auch die Religion ihr gutes Recht. Nur darf man sie nicht mit Wissenschaft verwechseln und deren Erkenntnissen einreihen wollen.

Immerhin ist hier die Möglichkeit und Berechtigung der Religion anerkannt. Aber da ihr jede erkenntnistheoretische Unterbauung fehlt, bleibt sie mehr oder minder ein Produkt des subjektiven frommen Gemütes und leidet unter dem sie auf die Dauer notwendig ertötenden Mangel, nie auf einer Erkenntnisgewißheit beruhen zu können.

Verwandt mit dieser Lösung, jedoch an positivem Gehalte darüber hinausreichend, ist die Erfahrungstheologie oder -philosophie, die in mehrfacher Gestaltung vorliegt. Ich rechne zuerst hierhin die Vaihinger'sche Religionsphilosophie des „Als ob", der zufolge die Religion auch nur soweit in Frage kommt und als zurechtbestehend erwiesen werden kann, als sie durch ihre vorgestellten Ideen und Motive das geistige Leben fördert und steigert. Weil sie sich als Lebenskraft erweist, wenn wir so leben, als ob die religiösen Ideen ontologischen Bestand hätten, darum hat die Religion eine Daseinsberechtigung.

Kam in diesen Versuchen die objektive Seinsfrage der religiösen Vorstellung nicht direkt in Frage, so tritt gerade dieses Moment in den nunmehr zu nennenden empirischen Typen hervor. Ich meine den englisch-amerikanischen Pragmatismus, die Ritschl'sche Theologie und diejenige Richtung innerhalb der protestantischen Theologie, welche ihren Zentralpunkt in der sogenannten Erlangerschule hat. Im Pragmatismus erfährt die Religion vornehmlich eine biologische Begründung. Sie ist die Totalreaktion auf das Dasein, eine innere Erhöhung unseres ganzen Seins von innen her über seine Hemmungen hinaus. Nach Ritschl ist sie die Antwort auf unsere praktischen Ideale und Postulate und nach den Erlanger Erfahrungstheologen wird sie empirisch noch greifbarer, indem die Gottheit mehr oder minder unmittelbar als sündetilgend und erlösend in der inneren Erfahrung erlebt wird.

Ueber diesen Versuchen schwebt kantischer Geist und zwar mit etwaiger Ausnahme einiger Theologen der Erlanger Richtung, orientiert an der Kritik

der praktischen Vernunft. Mehr nach der theoretischen Vernunft hin weisen die folgenden Lösungen. Mit Fries sind neuere Religionsphilosophen wie R. Otto, W. Bousset und andere der Ansicht, daß die von Kant in unserem Bewußtsein festgestellten Kategorien metaphysische Wesenheiten seien, die man nur noch ihrer endlichen Form zu entkleiden brauche, um zu absoluten Ideen zu gelangen. In der Entfaltung der Geschichte enthüllen sich letztere und ermöglichen so eine positive Religion. Die Religion zeigt sich also hier empirisch als ein Durchscheinen der göttlichen Vernunft in der Geschichte.

Gesteigert kommt dies zum Ausdruck im Neuhegelianismus, nach dessen Auffassung die Religion eine Etappe der Ideenentwicklung auf dem Wege zum Selbstbewußtsein des Absoluten ist. In der Religion erfaßt sich die Idee selbst in Form der Vorstellung, um dann aber letztlich in die Form des Begriffes, d. h. in Philosophie überzugehen. In Wirklichkeit handelt es sich dabei um die Zerlegung des allgemeinen Seinsbegriffes in seine einzelnen konkreten Inhalte und deren Zusammenfassung im Ichbewußtsein, wobei dann dieser ganze Prozeß aus dem Bewußtsein ins objektiv Kosmische transponiert wird. Hier wird die Religion logisiert und Mittel zu einem höheren Zwecke der Geistesentfaltung. Aehnlich liegen die Dinge im Neuschellingianismus und modernen Gnostizismus. Die in sich entzweite Gottheit sucht durch die Religion im absoluten Selbstbewußtsein wiederum Frieden und Harmonie mit sich selbst. Auch hier ist die Religion ein aus dem Bewußtsein hinausprojizierter kosmischer Prozeß, ein höheres Wissen des Geistes um sich selbst. Nahe steht die theosophische Deutung, die mit überirdischen Erkenntniskräften eine Gottschau ermöglichen zu können glaubt, und zwar so, daß ebenfalls die Gottheit durch die Religion in einem Werdeprozesse erfaßt wird.

Waren die eben vorgeführten Versuche weniger wissenschaftlicher als konstruktiver Art, so sind nunmehr noch einige Lösungen zu charakterisieren, die sich bestreben, eine wirkliche erkenntnistheoretische Grundlage der Religion zu gewinnen. Erwähnt seien zunächst die beiden neukantianischen Schulen von Marburg und Freiburg. In ersterer nähert man sich freilich dem reinen Logismus eines Hegel und behält somit nicht Raum für eine wirkliche Religion. Da alles von der Vernunft gestaltet wird, so erscheint als erstrebenswerteste Formung der Menschheit die Humanität, d. h. eine Durchdringung des Lebens mit Vernunft, die zugleich die hier einzig mögliche religiöse Gestaltung darstellt. Wertvoller ist das Ergebnis der Freiburger Schule. Hier schließt man sich mehr an die praktische Vernunft Kants an. Die drei Normgebiete in uns, so gehen in etwa hier die Gedanken, bedürfen einer höheren Synthese. In ihr tritt uns die Gottheit, die absolute Norm entgegen. Dieser Anschauung, die im einzelnen mannigfache Nüancen aufweist, steht auch C. Dunkmann nahe. Freilich kommt man auch so nicht zur Begründung der Religion in ihrer vollen Eigenart, kommt vor allem nicht zu einer positiven Bestimmung der Gottheit. Zugleich bleibt sie für manche Vertreter dieser Richtung doch nur im Reiche der Postulate.

Einen eigenartigen Versuch, der gleichfalls an Kant orientiert ist, aber sich in eine der kantianischen Gruppen nicht ohne weiteres einreihen läßt, haben wir in der Geistesarbeit des evangelischen Theologen Stange vor uns.

Jede Wirklichkeit, die uns in unmittelbarer Anschauung gegeben ist, stellt uns, so sagt er, vor die Frage, ob die erfahrungsmäßige Wirklichkeit die Totalität der letzteren darstellt oder nicht. Die Wissenschaft, so lehrt Stange, kann darauf keine Antwort geben. Und dennoch haben wir eine Anschauung davon, daß die sinnliche Erfahrung nicht das ganze objektive Sein darstellt. Hier beginnt das religiöse Problem. Dann aber begeht Stange den Irrtum, den Erweis der Notwendigkeit der religiösen Frage zu verwechseln mit dem Erweis der Religion selbst. Den positiven Inhalt der angeblich so gefundenen Religion bestimmt er folgendermaßen: Da die Religion im Anschluß an die Erfahrung in uns entsteht, so müssen ihre Kategorien auch irgendwie mit denen der Erfahrung in Verbindung stehen. Letztere zeigt nun drei Kategorien: 1. indem wir bei der Erfahrung eine Abhängigkeit erleiden, erschließen wir die Natur als eine objektive Macht; 2. die Form des Bewußtseins, die jede Erfahrung voraussetzt, bringt uns den Begriff Leben nahe, und 3. ergibt sich aus dem Einwirken der Bewußtseine auf einander das Gefühl persönlicher Verpflichtung, oder des persönlichen sittlichen Lebens. Diese so gewonnenen Kategorien sind nun ihrer sinnlichen Beschränkung zu entkleiden, dann erhalten wir die Begriffe: unendliche Macht und unendliches persönliches Geistesleben. Doch ist damit noch keineswegs die wirkliche Existenz dieses Wesens erwiesen, zumal, wie schon hervorgehoben, diese Ableitung von der Erfahrung aus unhaltbar ist, weil sie nur zum religiösen Problem, nicht zur Religion führt.

Am meisten Anklang haben in der modernen Zeit die Theorien von Tröltsch und Eucken gefunden. Letzterer geht aus von der Kultur. Deren Analyse hat ihm gezeigt, daß immer mehr und mehr eine Vernunft das Gegebene durchdringt und unter seine Gesetze zwingt. In diesem höheren geistigen Leben, das sich allmählich allenthalben durchsetzt, offenbart sich uns das Absolute. Hier liegen die Grundlagen einer allgemeinen Religion. Eine charakteristische Färbung bekommt sie dadurch, daß das Absolute sich z. B. in der Person, Christus als Liebe und Güte offenbart, und in ihr den Menschen den Weg aus der Welt des Mechanismus zur Gottvereinigung zeigt. Aehnlich Tröltsch. Er beginnt seine Untersuchungen mit dem psychologisch-historischen Tatbestande. Wie Kant für Erkenntnis, Sittlichkeit und Kunst ein eigenes Apriori statuierte, so glaubt er ein solches auch für das religiöse Gebiet annehmen zu müssen. In ihm stoßen wir auf das Absolute. Gefunden wird dieses nicht in rein logischen Erwägungen, sondern auf Grund einer axiomatischen Tat, in kritischer Intuition, durch welche die Religion als Glied unseres einheitlichen Bewußtseins erscheint.

Alle diese Begründungsversuche der Religion gehen nur von der Vernunft und der Geschichte aus. Die tragenden Gottesbeweise von ehedem aus der Kontingenz, dem Kausalgesetz, der Teleologie sind preisgegeben, wenigstens formell, wenn auch keineswegs überall völlig der Sache nach. Nur der Versuch E. v. Hartmanns macht sich diese Denkstützen ausdrücklich zunutze. Indem er aber seine Gedanken ganz idealistisch, lediglich von innen heraus entwickelt, beraubt er sie der eigentlichen Beweiskraft. Sein Resultat ist der konkrete Monismus des Unbewußten.

So erfreulich auch die hier geleistete Arbeit ist, der Religion einen gesicherten Platz in unserm Geistesleben einzuräumen, völlig befriedigende Antworten gewinnt man von da aus nicht.

III.

Wie steht es nun mit dem Erweis der Singularität des Christentums sowie seiner Absolutheit? Tröltsch glaubt, daß eine innere Vergleichung der Religionen auf Grund von intuitiver Einfühlung und axiomatischer Beurteilung das Christentum als die zur Stunde höchste und vollkommenste Religion erweise. Bousset meint, daß im Christentum sich die metaphysischen Ideen am ungebrochensten spiegelten. Für ihn liegt die Vernunft vor der Geschichte, und diese kommt immer nur als Illustration der Ideen in Frage. Umgekehrt läßt Wobbermin die Vernunft sich erst an der Geschichte entwickeln. Dann aber löst er doch die christliche Glaubenswelt so vom Boden der Historie ab, daß er sagen kann, sie werde in ihrem Wesen nicht einmal davon berührt, wenn Jesus nicht gelebt habe. Damit wähnt er, das Christentum dem historischen Flusse und einer ev. Ueberbietung entzogen zu haben. Indes hat er es dadurch sehr bedroht, indem die Gefahr seiner Verflüchtigung zu einer bloßen Idee nahegerückt wird. C. Dunkmann will zu einer Absolutheit des Christentums gelangen, indem er darauf hinweist, daß wir in Christo die absolute Norm wirklich erleben. Vor Christus, so sagt er, sind wir nur Empfangende. Hier empfinden wir ganz besonders den unversöhnlichen Riß in unserer Existenz, der sich zwischen den einzelnen Normgebieten auftut. Zugleich aber ahnen und erfahren wir hier auch die innere Versöhnung ganz ohne unser Zutun und Verdienst. Diese Tatsache, so meint er, ist nicht mehr zu überbieten.

Neuerdings hat dann von protestantischen Anschauungen aus Fr. Heiler die Absolutheit des Christentums zu begründen versucht, indem er rein religionsvergleichend vorgeht und konstatiert, daß das Christentum alle Religionen weit überrage durch seine Wertfülle, sowie durch seine Werthöhe. In erster Hinsicht betont er den persönlichen Gebetsumgang mit Gott sowie die Fülle erhabenster religiöser Genien, die nur das Christentum aufzuweisen habe; in letzter Beziehung den prophetischen Offenbarungscharakter, wodurch das Christentum sich wesentlich unterscheide von allen übrigen Religionen.

In allen diesen Fällen kommt man jedoch nicht über eine, sagen wir einmal, relative Absolutheit des Christentums hinaus. Das Christentum erscheint nur als die zur Zeit höchste Religion, für deren zukünftige Unüberbietbarkeit in den angeführten Gründen keine Garantie liegt. Zudem sind die beigebrachten Argumente fast ausschließlich subjektiven Charakters.

IV.

Wie verhält sich nun die katholische Religionsphilosophie zu den vorliegenden Problemen? Ich behandle sie für sich gesondert, weil sie bei der Lösung dieser Fragen eigne Wege geht. Freilich sah sie in ihrer Mitte auch Versuche, welche mit den angeführten in naher Verwandtschaft standen, z. B. den Modernismus, dem Religion und Christentum sich auf inneres Erlebnis und dessen entwicklungsgeschichtliche Symbolik reduzierten, ferner die französische Religionsphilosophie der Lebenstat, deren Hauptanwalt Blondel

ist. Durch die Lebenstat, so meint man hier, erweise sich die Religion, wie die Absolutheit der christlichen Religion; man ist also psychologisch-voluntaristisch orientiert, mit einer Annäherung an den Pragmatismus.

Der Katholizismus als solcher aber lehnte es stets ab, sich mit einer nur psychologisch-historischen oder subjektiven Apologetik zu begnügen. Er zog nach wie vor auch die Natur hinein in den Bereich der religiösen Beweisführung und vertrat den Standpunkt einer wirklichen erkenntnistheoretischen objektiven Religionsbegründung. Für das Dasein Gottes behält er die Beweise bei, die die alte protestantische Orthodoxie auch vertrat, nämlich aus der Kausalität, der Kontingenz, der Teleologie, dann aus der inneren Welt der Erkenntnis, der Wahrheit, Sittlichkeit usw. Desgleichen vertritt er auch die Beweise für die Absolutheit des Christentums in dem Sinne, daß es sich seinem Wesen nach von anderen unterscheide und niemals überboten werden könne, indem auf Grund von Wundern und Weissagungen, sowie auch des religiösen Inhaltes des Christentums und seiner Wirkkräfte der Nachweis erbracht wird, daß in Jesus Christus Gott selbst zum Zwecke der Offenbarung und Erlösung erschien. Ist in Christus Gott selbst Mensch geworden, dann kann eine höhere Offenbarun nicht mehr erwartet werden.

Freilich stehen diese Beweise da, ohne Anerkennung in der nichtkatholischen Welt zu finden. Einerseits allerdings ist gegenwärtig eine leise Annäherung an katholisches Denken zu konstatieren, der aber eine neue Entfremdung auf der andern Seite gegenübertritt. Immer mehr bricht sich auch bei den Naturforschern der Gedanke einer allwaltenden Teleologie nicht nur, sondern auch einer in das Dasein eingreifenden, völlig unmechanischen Lebenskraft Bahn. Gibt es aber eine solche Lebenskraft und Teleologie, dann ist der Schritt zu einem allwaltenden Gotte, der auch durch Wunder sich dokumentieren kann, prinzipiell wesentlich leichter, weil das bisherige größte Hindernis, der kausale Mechanismus, durchbrochen ist. Die dagegenstehende neue Schwierigkeit liegt in der Tatsache, die mit der fortschreitenden Religionsgeschichte immer deutlicher zu Tage tritt, daß auch andere Religionen Wunder, Weissagungen und göttliche Offenbarungen aufweisen wollen. Wir sind noch nicht so weit, weder historisch, noch psychologisch-philosophisch in allen Fällen hier letzte Erklärungen abgeben zu können. Jedenfalls aber walten zwischen den bisher zugänglich gewordenen außerordentlichen Phänomenen anderer Religionen und denen des Christentums tiefgreifende Unterschiede, sowohl in inhaltlicher wie formaler und namentlich teleologischer Beziehung. Die christlichen Erscheinungen stehen alle in einem organischen Zusammenhange, der gleichen Gedankenwelt entstammend und dienend. Diese organische Teleologie weist keine andere Religion auf. In ihr aber zeigt sich das Walten und Wehen des göttlichen Geistes. Freilich liegen hier noch ungeheure Probleme. Philologie und Geschichte, Psychologie, Philosophie und Theologie müssen zum Zwecke ihrer Lösung in einer Arbeitsgemeinschaft sich die Hände reichen.

□ □ □

Muss der Untergang kommen?

Kritiſche Bemerkungen zu O. Spenglers „Der Untergang des Abendlandes"
von Prof. Robert Schmitt, Coblenz.

Oswald Spengler bejaht die Frage. Er tut es nicht in einer ſentimentalen Augenblicksſtimmung, in dumpfer Reſignation angeſichts äußerer und innerer Drangſale. Er begründet ſeine Anſicht durch ein wohldurchdachtes Syſtem, eine eigene Philoſophie, durch ein gigantiſch aufgeſchichtetes Gedankengebäude, voll tiefſinniger Deutungen und glänzender Formulierungen, mit weiten Blicken in Vergangenheit und Zukunft. Stärkere Mittel und größeres Vertrauen zu der eigenen Kraft hat wohl noch niemals ein Verſuch „Geſchichte vorherzubeſtimmen", aufgewieſen, und ſelten iſt wohl ein Gegenſatz ſo ſcharf und verletzend herausgekehrt worden als der zwiſchen der glänzenden Aufmachung dieſes Buches und ſeinem Zweck: das baldige Ende unſerer Kultur, den ſicheren Tod, als abſolut geltendes Dogma zu erhärten.

Die Angelegenheit geht jeden an. Daher greifen ſoviele danach, um darin die wiſſenſchaftliche Begründung ihrer Untergangsreden zu ſuchen, die ſie ſeit langem mit großer Vehemenz im ſicheren Port zu halten gewohnt ſind, andere vermuten eine angenehm gruſelige Lektüre und beide — legen ſehr bald und kleinlaut das Buch beiſeite. Dieſes Werk will in mühſamer Arbeit ſtudiert werden, es erhebt den Anſpruch, Sein und Denken in ihren Tiefen verſtehen und die großen Gebiete geiſtiger Betätigung in einer ungeheuren Syntheſe meiſtern zu können. In dieſe Morphologie der Weltgeſchichte, in ihre phyſiognomiſche Struktur muß man ſich hineinbohren; die Symbolik des Weltbildes, die verſchiedenen Kulturſeelen blenden durch überraſchende Lichteffekte, ungeahnte, neue, üppige Geſichtsfelder breiten ſich aus. Iſt aber der erſte Eindruck überwunden, und zieht der trockene Verſtand das Fazit, dann verfliegt der Rauſch. Wohl bleibt die Bewunderung der Fülle des verarbeiteten Materials und der intuitiven Kraft des Verfaſſers, aber die Einzelkritik erhebt in namhaften Vertretern der angezogenen Fachwiſſenſchaften lebhaften Proteſt gegen die diktatoriſche Unfehlbarkeit und reißt von dem ſtolzen Gebäude manches Prunkſtück als unecht weg. Der chriſtliche Philoſoph und Theologe wird aber vor allem auf die Grundlage achten und mit großer Enttäuſchung dieſe in ihrem ſtolzen Gewande als derartig brüchig finden, daß ihm der nahe bevorſtehende Untergang der eben erſt flügge gewordenen Spenglerſchen Philoſophie nicht zweifelhaft bleibt. Das Denken ohne Gott führt zum Tod; Spengler hat es, wie ſelten einer, bewieſen.

Dieſes Buch mit ſeinen ſtarken Problemen, mit ſeinen geiſtvollen Kombinationen und Antitheſen, iſt trotz ſeiner ſtaunenswerten Vielſeitigkeit bettelarm in allem, was zur Beantwortung der letzten und höchſten Fragen dienen kann — ſo recht das Spiegelbild eines Zeitgeiſtes, der in gewaltiger materieller und geiſtiger Arbeit babyloniſche Türme errichtet, die ohne feſtes Fundament oft überraſchend ſchnell zu Trümmerhaufen werden. Nur eines will Spengler voraus haben: er weiß genau, daß es ſo kommen wird, und ſeine Abſicht iſt, dafür den ſicheren Beweis zu liefern. Wie führt er ihn?

Dazu sind weite Gänge in das gesamte Kulturleben der Vergangenheit erforderlich und zwar auf Wegen, die der gewöhnlichen Geschichtsschreibung bisher nicht geläufig waren. Diese faßte die Schicksale der Menschen als ein Ganzes auf, das sich mit Unterbrechungen und Rückschlägen allmählich weiterentwickelte, sich in einen großen Rahmen spannen und in einzelne Perioden gliedern ließ. Die eine große Menschheit war das Subjekt, das in den Ereignissen der Vergangenheit auf- und abstieg und allmählich höhere Stufen des Daseins erreichte. So wurde Stein an Stein gesetzt, und wenn der Bau fertig war, glaubte der Historiker das, was Geschichte ist, erfaßt zu haben. Mit dieser Methode ist freilich ein sicheres Voraussagen der Zukunft nicht zu erreichen, aber die Methode, sagt Spengler, ist absolut falsch und für das Verständnis des Werdens, des lebendigen Geschehens, durchaus unbrauchbar. Es *gibt* keine *Menschheit*, sondern nur einzelne isoliert auftretende Menschengruppen, es gibt keine große Linie der Kulturentwickelung, sondern nur einzelne Kulturkreise, die für sich bestehen, es gibt kein einigendes Band, wie etwa geistige Erkenntnisse oder Moralgesetze, *es gibt keine allgemeingültigen Wahrheiten*, sondern nur Wahrheiten für ein bestimmtes Menschentum, giltig nur innerhalb einer bestimmten Sphäre, bindend für eine bestimmte Kulturauffassung. Diese Ausprägung einer Periode, dieses Lebensgefühl, das sich von dem der Menschen anderer Zeiten scharf unterscheidet, ist die Seele einer Kultur, die in allen Lebenserscheinungen pulsiert, deren eigentliches Wesen nicht in starre Gesetze gebannt, sondern mit der naiven Empfänglichkeit des Kindes geahnt und durch die Intuition des Dichters geschaut werden muß. „*Ueber Geschichte muß man dichten*", ist ein echt Spenglerscher Kanon. Nur wer einem bestimmten Kulturkreise als mitfühlendes Glied angehört, vermag den Sinn des Lebens zu erfassen, der sich in ihm ausspricht. Es ist also vollständig verfehlt, wenn wir, Menschen einer absterbenden abendländischen Kulturperiode, verstehen zu können wähnen, was die indische, arabische, antike Menschheit in ihrer eigenartigen Lebensauffassung fühlte und wollte. Es ist grundfalsch, das von uns als wahr Erkannte als etwas zu bezeichnen, das auch außerhalb unseres Kreises strenge Gültigkeit haben müßte, es ist ganz unzulässig, die einzelnen Menschengruppen in geschichtlichem Nacheinander an einem Faden aufreihen zu wollen, um daraus eine Geschichte der Menschheit mit einem einheitlichen Grundgedanken zu machen. In Wirklichkeit existieren die Kulturen unabhängig von einander wie die Pflanzen des Feldes. Sie entstehen plötzlich auf einem Teile der Erdoberfläche, auf einem geeigneten „mütterlichen Boden", blühen und verwelken. Die antik-apollinische Seelenverfassung war etwas ganz anderes, als was die indische, ägyptische, magisch-arabische Kultur ausdrückte, und als um das Jahr 1000 unsere heutige, die „faustische" Periode mit dem unersättlichen Streben ins Grenzenlose begann, da war auf anderem Boden ein neues Weltgefühl erwacht, nachdem die Seelen der früheren Kulturen sich erschöpft hatten. Daraus ergibt sich nun die Möglichkeit einer bestimmten Voraussagung. Das Mittel dazu ist die Vergleichung der einzelnen Perioden. Eine Kultur ging nämlich dann jedesmal ihrem Ende entgegen, wenn sie sich mehr und mehr von der mütterlichen Scholle entfernte, das Naturge-

mäße durch künstliche Formen immer weiter zurückdrängte und in dem Anwachsen der großen Weltstädte die deutlichsten Zeichen des Ueberganges von der Kultur zur Zivilisation schuf. Spengler glaubt dieses als Gesetz für die Vergangenheit nachweisen zu können, um dann mit einem Blick auf die Gegenwart festzustellen, daß wir uns längst in dem Stadium des Verfalles befinden, und daß somit die abendländische Kultur ihren Vorläuferinnen in absehbarer Zeit folgen müsse. Wo und wie dann das Schicksal eines neuen Gebildes sich gestalten wird, das kann auch er nicht enthüllen.

Angesichts der Fülle und geistvollen Durcharbeitung des beigebrachten Materials ist das Gefühl des Bedauerns darüber nicht abzuweisen, den großzügigen Versuch einer eigenartigen Weltbetrachtung auf eine letzten Endes sehr unbefriedigende, magere Formulierung bringen zu müssen. Doch es wäre sehr verkehrt, durch die vielseitige Gelehrsamkeit Spenglers auf vielen Gebieten sich über die mehr als anspruchslose Dürftigkeit seiner Grundlagen hinwegtäuschen zu lassen. Ueber die Einzelfragen auf dem Gebiete der Philosophie, der griechischen Kunst und Geschichtsauffassung, der Aegyptologie, der antiken Mathematik und Musik usw. haben in einem Sonderheft des „Logos[1]) nicht weniger als sieben namhafte Vertreter von Spezialfächern erhebliche Gegengründe und teilweise sehr energische Abweisung vom fachwissenschaftlichen Standpunkt zum Ausdruck gebracht. Immerhin zeigt sich bei weniger geschulten Lesern eine Bewunderung Spenglers, die über das berechtigte Maß dadurch bei weitem hinauszugehen droht, daß er als Prophet angesehen wird, der mit gleicher Souveränität die Deutungen des Geisteslebens in prachtvollen Analysen vollzieht und in den Tiefen des Werdens bis zum letzten Erreichbaren vordringt. Damit verhält es sich nun ganz anders.

Ein prinzipieller Widerspruch in dem Vorgehen Spenglers stößt die Forderung auf absolute Gefolgschaft sofort um. Das ist der Skeptizismus, den er für sich als gutes Recht beansprucht, gegenüber allem, was die Vergangenheit — seinen umschwärmten Goethe ausgenommen — hervorgebracht hat, der Relativismus, der immer wieder in der Ablehnung allgemeingültiger Wahrheiten eingeschärft wird, und die Unfehlbarkeit, mit der dieser Skeptiker und Relativist seine eigenen Ideen als absolut gültige Dogmen hinstellt. Er ist klug genug, um das selbst zu fühlen, aber innerhalb seines Systems ist er auch durch sich selbst verurteilt, die Folgen davon zu tragen. Diese Philosophie, so bekennt er selbst, ist die Art der Weltbetrachtung, wie sie einem Menschen der ausgehenden faustischen Kulturperiode eigen ist, und sie wird mit ihr vergehen. Wenn also Spengler als Spätgeborener mit den Augen der alternden abendländischen Menschheit die Welt betrachtet, dann wäre er nach seinen eigenen Grundsätzen verpflichtet, jeden Versuch, eine andere Zeit und ihren Lebenssinn ausklügeln zu wollen, von vorneherein zu unterlassen. Denn die Erkenntnis, die ihm als die richtige erscheint, darf nicht als wahres Bild dessen ausgegeben werden, was zu anderen Zeiten andere Menschen einer ganz anders gerichteten Lebensauffassung für wahr und gut gehalten haben. Jene verstanden nur sich selbst, wir

[1]) Logos, internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur, herausgegeben von Kroner und Mehlis, Tübingen 1921, IX, 2 Heft.

nur uns; so ist es doch mit viel Fleiß und Scharfsinn zu beweisen versucht worden. Die Verbindungsfäden sind zerrissen, die Atomisierung der Menschheitsgeschichte ist vollzogen, und wir sitzen mit Spengler auf unserm faustischen Eiland; alle Brücken mit der Vergangenheit sind abgebrochen. „Wahrheiten gibt es nur für ein bestimmtes Menschentum". Immer wieder wird dieses Dogma verkündet. Aber ist dieses Prinzip nun nicht auch wieder eine „relative" Wahrheit, d. h. gültig nur für eine greisenhafte, alternde Menschheit, deren baldiges Ende bevorstehen soll? Oder soll es ein Denkgesetz sein, das absolut gilt? Offenbar will Spengler das letztere. Denn welchen Wert hätten sonst seine Darlegungen über die Gliederung der Geschichte, über die Eigenart der sich in jeder Periode aussprechenden Kulturseele! Diese sollen doch *objektive* Geltung haben und nicht nur Gedankenkonstruktionen eines faustischen Menschen des 20. Jahrhunderts sein! Oder sollte er auch sein Grundprinzip von der relativen Wahrheit nur als eine subjektive Annahme ansehen und es mit seinem wissenschaftlichen Sinn vereinbaren können, daß andere Menschen anderer Zeiten diesen Relativismus als großen Irrtum einer gewissen Zeitphilosophie zurückweisen und auf Grund *ihrer* geistigen Verfassung die *absolute* Geltung dessen, was als wahr erkannt ist, mit ebenso viel Recht behaupten dürfen? Gibt er das zu, dann mag er sich von dem alten Aristoteles belehren lassen, wohin diese sophistischen Tollheiten führen müssen, gibt er es aber nicht zu — und sein ganzes Buch zeigt dieses —, dann verkündet dieser Relativist von vornherein ein absolutes Dogma, ohne das er gar nicht in sein System hineingelangt, und schlägt sich selbst.

Um den Untergang des Abendlandes zu begründen, mußte Spengler die abendländische Menschheit als eine biologische Einheit fassen und in Vergleich mit ähnlichen Gebilden der Vergangenheit setzen, um ihre Lebensdauer zu berechnen. Dazu gehört eine scharfe Trennung der einzelnen Perioden von einander, da sonst die Aehnlichkeit mit dem Leben der Pflanze, die für sich aufblüht und verwelkt, in die Brüche geht und die angekündigte sichere Voraussagung unmöglich wird. Wie aber, wenn eine solche Isolierung gar nicht besteht, wenn ungezählte Beziehungen materieller und geistiger Natur doch die Menschheit als ein Ganzes und ihre Geschichte als das Auf- und Abwogen eines Lebens darstellen, das mit der Zukunft immer einen Fortschritt in irgend einer Art und damit die Verwirklichung einer Idee bedeutet? Hat Spengler mit der Ablehnung dieser Auffassung ein besseres Verständnis der Geschichte ermöglicht? Er will hinter den Formen der Systematik mit dem Ahnen des Künstlers den Lebenspuls des Werdens aufspüren; aber was dieses Werden denn eigentlich bezweckt, warum es überhaupt da ist, und welche moralischen Mächte den denkenden Menschen mit ihm verknüpfen — alles Fragen, die doch den wahren Sinn der Geschichte erst enthüllen —, das bleibt unbeantwortet. Seine Kulturkreise, die plötzlich unabhängig von einander aus der Erde heraus entstehen, sind derartig unverständliche „Urphänomene", daß sie trotz des schönen Gewandes, das er ihnen zu geben weiß, doch allzudeutlich die Blöße und Dürftigkeit des nicht überwundenen materialistischen Monismus zeigen. Da bietet doch die alte Weisheit andere Güter. Vor etwa hundert Jahren

trat der große Görres [1]) ähnlichen Anschauungen mit Worten entgegen, die jetzt wieder praktische Verwertung finden. „Dieser Anschauung der Geschichte aber ist zu aller Zeit eine andere entgegengetreten, die nicht die Naturmacht vom Irdischen heraufwirkend als das Erste und Herrschende anerkennt, sondern allein der schöpferischen Gotteskraft, durchwirkend durch das Himmlische, diese Würde und Bedeutung zugesteht. Ueber den Himmeln wohnt ihr diese herrschende Gottesmacht; nicht von den Finsternissen der Tiefe umnachtet, ist vielmehr Licht ihr eigenstes Wesen; nicht blind und sich selber unverständlich ist sie daher in ihrem Wirken, sondern ihres Tuns sich bewußt, handelt sie, selber frei, jegliche ethische Freiheit achtend, und so steht diese ewige Geistersonne der Betrachtung über dem Weltall als die gebietende Mitte; von allen Bahnen, in denen sich das natürliche Prinzip bewegt, umkreist, in Licht gekleidet, in den Sternenmantel gehüllt, lenkt es als ewige Vorsehung den Lauf der Begebenheiten, die willigen Freiheitskräfte leitend, die widerstrebenden ziehend, und nur die geknechtete Natur im Zügel der Notwendigkeit haltend und sie an unbeugsame Gesetze bindend." Dadurch allein erhält die Vielheit nnd Mannigfaltigkeit der Dinge Einheit und Sinn. Spengler sprengt die Einheit und vernichtet den Sinn. Doch er hält sich selbst nicht an seine relativistischen Einschnürungen. Mit seiner Beobachtungsgabe versenkt er sich in den Lebenssinn der vergangenen Kulturen, analysiert sie und stellt sie unseren Anschauungen gegenüber, ein Beweis, daß er gegen seine strenge Behauptung doch eine Möglichkeit sieht, diese Geistesrichtungen zu verstehen. Dann ist aber doch ein geistiges Band, das die Menschen verbindet, vorhanden und die Einschränkung auf ein bestimmtes Menschentum eine künstliche Zwangsmaßregel.

Es ist ein schlimmes Verhängnis für Spengler, daß ihm gerade aus seinem fachwissenschaftlichen Lager heraus derartige Ueberlegungen zu Gemüte geführt werden. Der Mathematiker Erich Frank schreibt darüber im Logos [2]):

„Die Sprache der fremden Mathematik läßt sich wirklich verstehen und auch mit den uns gewohnten Symbolen ausdrücken . . . Denn hier ist die darin gemeinte Sache, nicht die individuell zufällige Form des Symbols das Wesentliche. Die Möglichkeit solchen Verstehens und Uebersetzens ist der Beweis, daß es zwar nicht hinter, aber in den verschiedenen Mathematikern eine Mathematik, eine einheitliche Wissenschaft gibt. Diese Einheit und Allgemeingültigkeit der Mathematik darf man sich freilich nicht nach der Weise des unhistorischen abstrakten Verstandes vorstellen, als wäre die Mathematik bei allen Völkern und zu allen Zeiten stets in derselben stereotypen Art angefaßt und gedacht worden. Darin besteht gerade das Schöpferische aller Individualität, daß sie, um auch nur das Gelernte wirklich zu verstehen, es in ihrer Welt neu ausdrücken und schaffen muß . . . Was Spengler antike oder arabische Kultur oder ähnliches nennt, das hat sicher nie existiert außer in seinem Kopfe, und diese Kulturen sollen das

[1]) Ueber Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte, drei Vorträge, herausgegeben von Strodl, Regensburg, von Stokar, S. 10.

[2]) A. a. O. S. 257 und 255.

Absolute, die letzten Individuen, „die eigentlichen Substanzen der Weltgeschichte" sein, also unbedingte Monaden, von einander schlechthin geschieden, ohne gegenseitigen Zusammenhang und wahren Einfluß aufeinander. Dieser philosophisch doch etwas zu naiven und primitiven Konstruktion zuliebe muß die Tatsache der Tradition einfach geleugnet werden, die etwa die abendländische Mathematik mit der griechischen oder die noch die modernste Musik, wie gerade die musikalischen Neuerer des Expressionismus in unseren Tagen es uns deutlich zum Bewußtsein bringen, mit der griechischen Kanonik verbindet. Für Spengler darf es eine Tradition nicht geben, nur diskrete Kulturatome. Nicht nur die „Menschheit" wird so zum Phantom, auch die schöpferische Individualität und Persönlichkeit sinkt zur bloßen Erscheinung und zum inhärierenden Akzidens der unbedingten Kultursubstanz herunter. Diese Kulturen selbst sind aber in Wahrheit nichts als hypostasierte Allgemeinbegriffe . . . Und diese leeren Abstrakta sollen „entstehen, sich entwickeln, altern und sterben wie wirkliche lebendige organische Formen", wie „Pflanzen, Bäume oder Tiere", und in diesem Werden und Vergehen soll das letzte Wesen der Geschichte bestehen. Dann wird die Geschichte wieder zur bloßen Natur im Sinne der biologischen Wissenschaft, obwohl wir doch immer versichern hören, daß es gar keine Natur, kein allgemeines Naturgesetz gibt".

„Ueber Geschichte muß man dichten". Der Satz ist sehr gefährlich. Spengler hat sich als „Dichter" in seine Idee verbissen. Diese regiert ihn und nach seiner Meinung auch die Welt außer ihm. Es gab genug Leute mit großem Namen in deutschen Landen, die die Welt nach ihren Ideen umbiegen wollten. Die Natur tat ihnen diesen Gefallen nicht, ließ sie reden und vergehen. Spengler versucht es von neuem. Was nicht in sein Schema paßt, wird ignoriert oder mit Virtuosität umgedeutet. Die Renaissance z. B., die mitten in der faustischen Kulturperiode die angeblich längst erstorbene und uns ganz unverständliche antike Seele wieder zu hoher Blüte brachte, wird zur bloßen Gegenbewegung gegen die Gotik, sie hat „die wirkliche Antike nicht einmal berührt, geschweige denn verstanden und wiederbelebt", „sie ist ohne Tiefe der Idee und ohne Tiefe der Erscheinung".[1]) So wird eine Bewegung abgeurteilt, die in Rom unter den humanistisch gebildeten Päpsten ein zweites Augusteisches Zeitalter geschaffen und durch ihre tiefe Einwirkung auf die europäischen Literaturen den Klassizismus hervorgerufen hat. Viel schlimmer aber ergeht es einer andern Größe, der bisher in Kulturfragen eine entscheidende Bedeutung zugebilligt werden mußte, dem Christentum. Die Tatsache, daß die Kirche in der Verkündigung ihrer Lehre und der sittlichen Bildung ihrer Gläubigen seit den Tagen der Apostel sich gleich geblieben ist und die wechselnden Schicksale der Völker überdauert hat, paßt allerdings durchaus nicht in das Schema der isolierten Kulturzentren des Relativisten Spengler. Deshalb muß auch das Christentum seinen absoluten Gehalt verlieren. Unter den Händen Spenglers wird aus der frühchristlichen Kirche ein Gebilde der von ihm entdeckten magisch-arabischen Seelenstimmung, das als Nebenerscheinung diese Kulturrichtung begleitete und mit ihr verschwand. Das Christentum

[1]) Untergang des Abendlandes, 14. Aufl., S. 320, 327.

der germanischen Zeit, der Kreuzzüge, der faustischen Kultur, ist ein ganz anderes! Paulus und Bonifatius vertreten zwei verschiedene Lebensauffassungen. Erst die Hochgotik brachte den Universalismus des katholischen Glaubens entsprechend dem Leitgedanken dieser Kulturperiode zum rechten Ausdruck. Nun steht aber bekanntlich das Heilandswort: „Gehet hin in alle Welt" am Anfang der christlichen Missionstätigkeit, und der allen Völkern sich zuwendende Heilswille brauchte nicht die tausend Jahre später entstehende Gotik mit ihrem Streben ins Unendliche abzuwarten, um mit Erfolg wirksam zu sein. Diese Wirksamkeit kleidet sich freilich in die verschiedensten Formen, je nach der Verschiedenheit der Temperamente, der Länder und Sitten, aber es ist dasselbe Lehrgut, es sind dieselben Heiligungsmittel, ob sie der „Früharaber" Paulus oder der Germane Bonifatius bringt. Was oben von der einen Mathematik gesagt wurde, das gilt in höherem Grade von dem einen Christentum. Wir studieren die Schriften der großen Kirchenväter, um in ihnen die Grundlagen und praktischen Weisungen zu finden, die für uns moderne Menschen ebenso gelten wie für die Frühzeit des Christentums. Da zerschellt der Relativismus. In dem, was das Christentum ausmacht, sind die Werke des hl. Athanasius dieselben, wie etwa die von Scheeben und Möhler. Willkürliche Konstruktionen verfallen der Lächerlichkeit, auch wenn sie in dem Mantel des Gelehrten einherstolzieren. „Man lese in Wolframs Parzeval die wundervolle Erzählung vom Erwachen des Innenlebens. Die Waldessehnsucht, das rätselhafte Mitleid, die unnennbare Verlassenheit: das ist faustisch . . . Von diesem Welterlebnis weiß der apollinische und der magische Mensch nichts, weder Homer noch St. Johannes. Der Höhepunkt der Dichtung ist jener wunderbare Karfreitagmorgen, wo der mit Gott und sich zerfallene Held den edlen Gawan trifft. „Wie, wenn bei Gott ich Hilfe fände?" Und er pilgert zu Tevrezent. Hier liegt der Kern *der faustischen Religion*. Man begreift das Wunder der Eucharistie, das die an ihm Teilnehmenden zu einer mystischen Gemeinschaft, zur alleinseligmachenden Kirche verbindet. Man begreift aus dem Mythus vom heiligen Gral und seiner Ritterschaft die innere Notwendigkeit des germanisch-nordischen Katholizismus. Gegenüber den antiken Opfern, die jeder Einzelgottheit in ihrem Tempel gebracht wurden, erscheint hier das *eine, unendliche* Opfer, das sich überall und täglich wiederholt. Das ist eine faustische Idee des 9.—12. Jahrhunderts, der Eddazeit, von den angelsächsischen Missionaren wie Winfried vorgeahnt, aber erst damals zur Reife gediehen." [1]) So der Dichter Spengler. Mit schönen Worten gruppiert er nach eigenem Belieben die Tatsachen und „macht" Geschichte. Seine „faustische" Idee von dem universalen Opfer der hl. Eucharistie lernen im katholischen Katechismus bereits die Kinder als Weissagung des Propheten Malachias kennen, der damit anderthalbtausend Jahre vor seiner Datierung den Kern des katholischen Gottesdienstes in einer nicht gerade „faustisch" gerichteten Zeit mit Bestimmtheit angegeben hat. Die Theologie, die den Kern der Religion des germanisch-katholischen Nordens aus poetischen Stimmungen ableiten will, hat von diesem Kern gar wenig erfaßt. Das ist aber das Unheil dieses Buches. Ueber die

[1]) Untergang des Abendlandes, S. 257, 258.

tiefsten Fragen will es handeln, die Aeußerungen des Menschengeistes in psychologischer Feinarbeit deuten, Seele und Schicksal bestimmen, Kommen und Gehen erklären, und bleibt dabei letzten Endes im Materialismus rein historischen Geschehens stecken — weil der Sinn, der für so vieles offensteht, für das Verständnis und die Würdigung der religiösen Kräfte verschlossen ist. Die Mutter Erde ist die Schöpferin; die Kulturseelen und ihr Schicksal werden nicht weiter erklärt, es sind die Urphänomene, die jeder als „gegeben" hinzunehmen hat, die aber ja nicht als über dem menschlichen Tun schwebende höhere Mächte aufgefaßt, sondern nur als Ausdruck und Inbegriff einer bestimmten Geistesrichtung angesehen werden dürfen. Die eisige Luft des Heidentums vernichtet jedes übernatürliche Streben, daher bleibt auch diese Philosophie in den alten Rätseln hängen, für die schon Plato und Aristoteles viel bessere Lösungen fanden. Auf die Frage, wozu nun dieser ganze Kampf auf Leben und Tod, welchen Zweck schließlich dieses Blühen und Vergehen hat, fällt die Antwort hilfloser aus als vor zwei Jahrtausenden. Kein Wunder, daß in dieser Atmosphäre ein Untergangsbuch entstehen mußte.

Tod ist das Schicksal eines jeden, der sich vom Quell des Lebens trennt. Diese Wahrheit hat Spengler von neuem als absolut gültig bewiesen. Ist aber sein Relativismus falsch, ist die Menschheit nicht in Atome auseinandergerissen, waltet über dem Weltgeschehen ein persönlicher Gott als Schöpfer und Ziel, gibt es überirdische, unvergängliche Motive des Glaubens und Handelns — dann ist seine Argumentation vollständig verfehlt und haltlos. Der Untergang, wie er ihn sich denkt, kommt dann nicht. Mögen die Personen, die Anschauungen in vielen Dingen, die Formen des Lebens wechseln, das Wertvolle, das eine Periode, eine Epoche hervorgebracht hat, sinkt nicht ins trostlose Nichts hinab, sondern wirkt in den kommenden Generationen weiter. Den sterblichen Erdenpilger hebt das Bewußtsein empor, daß er zu seinem Teil an der Verwirklichung einer ewigen, weisen Idee mitarbeiten darf; diese weite Sicht gibt seinem Streben Schwung und Ausdauer, seinem Leiden und Kreuztragen verklärenden Schein. Wo aber bleibt die Kraft zur Tugend, der echte Idealismus des Herzens, wenn wir „faustische" Menschen bald nach dem Jahre 2000 endgültig untergegangen sind, in der „Mutter Erde" unser letztes Ende gefunden haben, während auf einem andern Fleck das Schicksal einer andern Menschheit anhebt, die nichts mit uns gemein hat und über kurz oder lang ebenso zerrieben wird? Ist die Persönlichkeit, die man doch sonst bis in den Himmel hob, nun auf einmal ein solch' machtloses Stäubchen im Weltgetriebe geworden, daß sie als Faktor überhaupt ausscheidet? Oder besteht vielleicht auch die Möglichkeit, den äußeren Verfallsursachen durch innere Lebenserneuerung der Gesellschaft entgegenzuarbeiten? Wie darf man aber dann mit Sicherheit und unter Anwendung eines großen gelehrten Apparates den Untergang prophezeien!

Gerade in unsern Tagen wird man sich nach solcher Lektüre von neuem bewußt, welchen Schatz das Wort in sich birgt: Wer an mich glaubt, der wird nicht sterben in Ewigkeit.

□ □ □

Die alttestamentlichen Propheten als Seelsorger.

Von Prof. Dr. A. Eberharter, Salzburg.

Die Seelsorge ist so alt wie die Menschheit. Sie hat begonnen in dem Augenblick, als Gott dem ersten Menschen den Odem des Lebens einhauchte (Gen. 2, 7) und ihm eine überirdische, ewige Bestimmung gab. Der erste Seelsorger war Gott selbst. Wie die Bibel erzählt, hat Gott selbst das erste Menschenpaar über den Zweck seines irdischen Daseins unterrichtet und ihm den Weg zu seiner ewigen Bestimmung gezeigt. Die Sorge für die unsterbliche Seele entzog Gott den ersten Menschen auch dann nicht, als sie, von der Schlange getäuscht, ihm den Gehorsam verweigert hatten. Das Protoevangelium (Gen. 3, 15) mit den ihm folgenden Straf- und Bußverordnungen bildet einen ewig denkwürdigen Akt unmittelbarer göttlicher Seelsorge.

Indes lag es nicht in Gottes Ratschluß, die Seelsorge zu allen Zeiten und für alle Geschlechter ohne Vermittler auszuüben. Nur die Anfänge der zwei großen Epochen der Menschheitsgeschichte sollten gleich alles überragenden Markſteinen aus der Heilsgeschichte durch Gottes unmittelbares seelsorgliches Wirken hervortreten und für immerwährende Zeiten die Seelsorge als wahrhaft göttliches Amt im hellsten Licht erstrahlen lassen. Vom Paradies und Golgotha weg, deren geheimnisvolle und gottgewollte Beziehungen unverkennbar sind, beginnt die Seelsorge der von Gott bestellten Vermittler zwischen Himmel und Erde, Gott und den Menschen. „Multifariam multisque modis olim Deus loquens patribus in prophetis“ (Hebr. 1, 1) . . . „Et posuit Deus in ecclesia primum apostolos (1 Kor. 12, 28) et profecti praedicaverunt ubique Domino cooperante et sermonem confirmante signis“ (Mark. 16, 20). Deutlich kommt durch diese Schriftworte zum Ausdruck, daß, obwohl Gott nicht mehr in äußerlich wahrnehmbarer Weise wie zu Beginn der zwei Epochen der Heilsgeschichte die Seelsorge ausübt, sowohl im Alten wie im Neuen Testament unsichtbarer Weise die causa principalis aller Seelsorge ist und bleibt, d. h. die von ihm bestellten Diener nichts anderes sind als seine sichtbaren Werkzeuge, durch die er die Menschheit der Erlösungsgnade teilhaftig machen will. Im Alten Testament gehörten auch die Propheten zu den von Gott bestellten Seelsorgern zunächst des auserwählten Volkes und im weiteren Sinn der Menschen überhaupt.

Schon öfter ist die Frage angeregt worden, wie die altteſt. Propheten insonderheit als Seelsorger gewirkt haben. Dieser Frage mag ja gerade in der Jetztzeit ein lebhaftes Interesse entgegengebracht werden, da die Verhältnisse, denen sie gegenüber standen, mutatis mutandis manche auffallende Berührungspunkte mit der trostlosen Gegenwart aufweisen. Daher sei versucht, das seelsorgliche Wirken der altteſt. Propheten in kurzen Strichen zu schildern.

1. Seelsorge, ganz allgemein genommen, ist die Heimführung der Seele zu Gott, der sie erschaffen hat. Daher ist sie nach Ursprung und Ziel ein ganz göttliches Amt. Auch die Mittel der Seelsorge ruhen in letzter Hinsicht nicht auf Erfindungen menschlicher Weisheit, sondern auf dem Grunde der göttlichen Liebe und Erbarmung, die durch seine Offenbarung den Menschen in die Hand gelegt wurden. Von dem Gedanken, daß die Seelsorge ein von Gott anvertrautes Amt sei, waren die Propheten tief überzeugt und ganz durchdrungen. Daher treten sie immer vor das Volk mit dem Hinweis, daß der Herr sie gesandt hat. So beschreibt Jesaias, um ein oder das andere Beispiel anzuführen, ausführlich seine Berufung zur Prophetenwürde, die ihm in einer Vision zuteil wurde. „Im Todesjahr des Königs Ozias“, so schreibt er, „sah ich den Herrn auf einem hohen und erhabenen Thron sitzen; seine Säume erfüllten den Tempel, Seraphe schwebten über ihm . . . . . .

„Da flog einer der Seraphe auf mich, mit einem Glühstein in seiner Hand . . . . . und berührte meinen Mund und sprach: Berührt hat dieser deine Lippen, deine Schuld ist geschwunden, getilgt deine Sünde. Da hörte ich die Stimme des Herrn, der sprach: Wen soll ich senden, wer wird uns gehen? Da antwortete ich: Da bin ich. Sende mich. Und er sprach: Geh' und sage meinem Volke“ (Jes. 6, 1—9c).

Als der Oberpriester Amasias von Bethel den Propheten Amos aus dem Lande schaffte, entgegnete er: „Der Herr hat mich hinter der Herde hinweggenommen und der Herr hat zu mir gesagt: Geh' hin und weissage meinem Volke Israel" (Am. 7, 14). Das Bewußtsein, daß sie im Namen des Herrn zu wirken berufen seien, gab ihnen zu allen Zeiten die nötige Unerschrockenheit, welche dadurch gefestigt und gestärkt wurde, daß sie nicht humanae sapientiae verba verkündeten, sondern schöpften aus dem Urquell der Wahrheit, dem sie im betrachtenden Gebet und Beschauung sich nahten. „Auf meine Wacht will ich treten und auf die Warte mich stellen und ausschauen, um zu sehen, was (der Herr) mir sagen wird", spricht Habakuk (2, 1).

Von diesem geistigen Verkehr mit Gott, in dem sie in das Sein, Leben, Wollen und in die Heilspläne Gottes gleichsam wie in einen Spiegel hineinschauten, erhielten sie den Namen Seher. Wer möchte es leugnen, daß Seelsorge Seherdienst ist?

2. Die Propheten pflegten aber auch das mündliche Gebet mit Eifer und Beharrlichkeit. Denn sie erkannten aus Geschichte und Erfahrung, wie sehr sie in ihrem Leben und Wirken von Gott abhängig sind. Die von ihnen verfaßten Schriften haben uns einige herrliche Beispiele von mündlichen Gebeten aufbewahrt. Jer. 14, 19—21 heißt es: „Hast völlig du Juda verworfen? Oder ward Sions überdrüssig deine Seele? Warum hast du uns verwundet? Wir harren auf dich, aber es gibt keine Heilung für uns. . . . . .

„Wir kennen, o Herr, unseren Frevel, unserer Väter Missetaten, denn wir fehlten wider dich. Verwirf nicht um deines Namens willen, gib nicht Preis den Thron deiner Herrlichkeit, gedenke deines Bundes mit uns, hebe ihn nicht auf" (vgl. Jer. 18, 2).

Ez. 9, 8: „Ach, Herr, willst du den ganzen Rest Israels vertilgen, indem du deinen Grimm über Israel ausschüttest?" An anderer Stelle schreibt derselbe Prophet: „Ich fiel auf mein Antlitz nieder und schrie mit lauter Stimme und sprach: Willst du Garaus machen mit dem Reste Israels" (Ez. 11, 13)?

Dan. 9, 3—20 ist ein ergreifendes Gebet dieses Propheten in den Bedrängnissen und Nöten des seiner geistigen Schätze und irdischen Güter beraubten Volkes enthalten. Es beginnt mit einer feierlichen Anerkennung der Größe, Majestät, Liebe und Gerechtigkeit Gottes und dem Bekenntnis der eigenen Sündhaftigkeit. Ach, Herr, großer und furchtbarer Gott, der den Bund und die Gnade denen bewahrt, die ihn lieben und seine Gebote halten! Wir haben uns verfehlt, verkehrt gehandelt, gefrevelt und sind widerspenstig gewesen und sind abgewichen von deinen Geboten und Rechten, und wir haben nicht gehört auf deine Knechte, die Propheten, welche in deinem Namen zu unseren Königen, unseren Obersten, unseren Vätern und zu dem ganzen Volk des Landes geredet haben. Dir, o Herr, bleibt die Gerechtigkeit, uns aber die Scham" usw.

Besonders pflegten sie das Fürbittgebet für ihr Volk so zwar, daß Gott selbst ihrer Beharrlichkeit wehrte, wenn er eine zeitliche Wohltat dem Volke wegen seiner Sünden nicht mehr gewähren wollte und konnte.

Jer. 7, 16 spricht der Herr zum Propheten: „Und du bete nicht für dieses Volk und erhebe nicht Klage und Gebet für sie und dringe nicht in mich, denn ich erhöre dich nicht. Siehst du nicht, was sie tun? Die Kinder sammeln Holz, und die Väter zünden Feuer an, und die Weiber kneten Teig zu Opferkuchen für die Königin des Himmels und man bringt Brandopfer den fremden Göttern dar, um mich zu betrüben" (Vgl. noch Jer. 14, 11)

Die Propheten waren als Männer des Gebetes bekannt. Daher wandten sich Fürsten und Volk an die Propheten und baten sie um ihre Fürbitte bei Gott. So sandte der König Ezechias zur Zeit, als Sennacherib zum erstenmale Jerusalem belagerte, zum Propheten Jesaias und ließ ihn bitten: „So lege Fürbitte ein für den Rest, der noch vorhanden ist" (Jes. 37, 4). Der König Sedekias ließ den Propheten Jeremias durch Priester um sein Gebet ersuchen (Jer. 21, 1). Dies Vertrauen des Volkes ist leicht erklärlich, denn der Herr erhörte oft auffallend das Gebet der Propheten. So lesen wir Am. 7, 1—3: „Der Herr ließ mich schauen: Sieh', eine Heuschreckenbrut beim ersten Sproffen

des Spätgrases und Heuschrecken nach der Schafschur des Königs. Und als sie das Grün der Erde gänzlich abgefressen hatten, da sprach ich: Herr Jahwe, vergib doch! Wer wird Jakob aufrichten, denn er ist elend und arm daran? Da gereute es Jahwe; es soll nicht geschehen, sprach der Herr" (vgl. Am. 7, 4). Das Gebetsleben, der beständige Verkehr mit Gott schuf in den Propheten jene Gesinnungsgemeinschaft mit Gott, die all' ihr Tun und Lassen in den Dienst des Herrn stellte, Art, Maß und Ziel ihres Wirkens bestimmte. Daher heißen die Propheten „Männer Gottes", „Diener Gottes" (Jes. 20, 3; Jer. 7, 25; 25, 4), Gottesmänner, nicht Menschenknechte sind die Seelsorger!

3. Den Seher- und Gottesdienst in des Wortes weiterem Sinn stellten die Propheten im Auftrage des Herrn ihren Mitmenschen zur Verfügung. Ihr Wissen und Wollen war der Heiligung ihrer Zeitgenossen geweiht. Dieser standen zu allen Zeiten gewaltige Hindernisse entgegen. Die Gefahren des Heils waren besonders zur Zeit der Propheten groß, da Israel in den Weltverkehr eingetreten war und irdischer Sinn die ganze Mit- und Umwelt beherrschte.

Da gab es viel zu wachen und zu hüten. Und diese Aufgabe fiel den Propheten zu. „Ich habe Wächter über sie (die Bewohner Jerusalems) bestellt: Merket auf den Schall der Posaune, spricht der Herr" (Jer. 6, 17).

„Auf deinen Mauern, Jerusalem, bestelle ich Wächter bei Tag und bei Nacht, niemals sollen sie schweigen. Ihr Mahner Jahwes, ihr Boten, schweiget doch nicht!" (Jer. 62, 6).

„Menschensohn, zum Wächter habe ich dich bestellt für das Haus Israel, und wenn du aus meinem Munde ein Wort hörst, so sollst du sie von mir aus warnen. Wenn ich zum Gottlosen sage: Du wirst des Todes sterben und du hast ihn nicht gewarnt und hast nicht gesprochen, um einen Gottlosen von seinem bösen Wege abzuhalten und ihn am Leben zu erhalten, so wird der Gottlose um seiner Verschuldung willen sterben, sein Blut aber werde ich von dir fordern. Wenn du aber einen Gottlosen gewarnt hast, er sich aber von seiner Gottlosigkeit und seinem bösen Weg nicht bekehrt, so wird er zwar um seiner Verschuldung willen sterben, aber du hast deine Seele gerettet" (Ez. 3, 17—20), (vgl. Ez. 33, 7).

Die Propheten sind dem Hirten- und Wächteramte getreu nachgekommen. „Auf der Warte stehe ich beständig bei Tage und verharre auf meiner Macht jegliche Nacht", sagt Jeremias (21, 8b). Mit dem Wächteramt stand in engster Verbindung, den Wandel des Volkes auf seinen Wert zu prüfen, dessen Uebereinstimmung oder Abweichen vom Gesetze Gottes dem Volke zur Kenntnis zu bringen. „Ich habe dich zum Prüfer meines Volkes bestellt, daß du erkennest und prüfest ihren Wert", sagt der Herr zu Jeremias (6, 27). Hirten, Wächter Prüfer waren die Propheten als Seelsorger.

4. „Rufe nur laut, halte nicht dich zurück,
Trompetengleich erhebe deine Stimme
Und tu' dar meinem Volke seine Untreu',
Dem Hause Jakobs seine Sünden" (Jes. 58, 1).

Jahwe streckte seine Hand aus und rührte meinen Mund an und sagte zu mir: „Sieh! ich lege meine Worte in deinen Mund" (Jer. 1, 9). Es ist ein schwerer Vorwurf, den Jesaias erhebt:

„Meine Späher sind blind, nicht lernen sie Einsicht,
Sie alle sind stumme Hunde, nicht fähig zu bellen,
Die kauernd liegen auf Lagern und lieben zu schlafen,
Zugleich sind sie hungrige Hunde, die Sattheit nicht kennen"
(Jes. 56, 10 f.).

Durch den Geist der Gewinnsucht, den schrankenlosen Egoismus und die heidnische Denkungsart war das gesellschaftliche Leben Israels vergiftet und verseucht worden. Genußsucht und Ausschweifung, Ungerechtigkeit und Gewalttat, sinnloser Luxus und Prachtliebe zerrütteten und zersetzten das öffentliche Leben und weckten den Geist der Unzufriedenheit und Empörung. In dieser Stickluft der Laster als Bote Gottes, als Verkünder des göttlichen Wortes aufzutreten, war keine leichte Sache. Kein Wunder darum, daß wiederholt in den

Prophetenschriften das Mahnwort sich findet: sie sollen keine Furcht haben. Zu Jeremias sprach der Herr, als er ihn zum Prophetenamt berief: „Fürchte dich nicht vor ihnen, denn ich bin mit dir, dich zu erretten und an jedes Werk, wozu ich dich senden werde, sollst du gehen, und alles, was ich dich heißen werde, sollst du reden“ (1, 8 cfr. 1, 17—19, 15, 19—21). Den Propheten Ezechiel muntert der Herr auf mit den Worten: „Menschensohn, habe keine Furcht vor ihnen und vor ihren Reden entsetze dich nicht, wenn Disteln (?) und Dornen um dich sind und du bei Skorpionen deine Wohnung hast, vor ihren Worten fürchte dich nicht und vor ihren Angesichtern erschrick nicht. . . . . .

„Und du sollst meine Worte zu ihnen sprechen, mögen sie hören oder mögen sie's lassen, denn sie sind ein Haus der Widerspenstigkeit“ (Ez. 2, 6, cfr. 3, 9). Haben die Propheten als Verkünder des göttlichen Wortes auch Mut, Unerschrockenheit und Unbestechlichkeiten an den Tag gelegt? Ja, das erhellt

a) erstens daraus, wo sie Wort Gottes verkündeten. Sie lehren an den Toren der Stadt, wo das Volk aus- und eingeht (Jer. 17, 19), im Tempel von Jerusalem (Jer. 7, 1; 19, 14; 26, 2; 28, 5), auf den öffentlichen Plätzen der Stadt (Jes. 7, 3; Jer. 19, 2), in den Palästen der Großen (Jes. 22, 14 f.; 38, 1) und in ihren Wohnungen (Jes. 37, 6; Jer. 21, 1; Ez. 8, 1; 14, 1). Einzel- und Massenseelsorge, Gebildeten und Volksseelsorge übten sie als Prediger.

b) Als unbestechliche Hüter des göttlichen Gesetzes bewährten sich die Propheten durch das, was sie predigten. Den vornehmsten Gegenstand ihrer Predigt bildeten selbstverständlich die göttlichen Heilslehren und Gnadenverheißungen. Aber sie leuchteten auch hinein in die Pfützen menschlicher Leidenschaften, die alle göttliche Aussaat mit Unfruchtbarkeit und Vernichtung bedrohten. Es sei hier eine kleine Auslese geboten. Jes. 1, 23:

„Rebellen sind deine Fürsten (Jerusalem), Genossen der Diebe.
Sie alle lieben Bestechung und jagen nach Geld.
Der Witwen und Waisen Recht vertreten sie nicht“
(vgl. noch Jes. 3, 14 f.; 10, 1 f.)

Mich. 3, 1—4: „Höret doch, ihr Häupter Jakobs und ihr Richter des Hauses Israel, ist es nicht euere Sache, um das Recht euch zu kümmern — — sie essen das Fleisch meines Volkes, reißen ihre Haut ihnen ab und ihre Knochen zerstückeln und verteilen sie wie das Fleisch im Topf und die Fleischstückchen im Tiegel. Dann werden sie zu Jahwe rufen und er wird sie nicht erhören, und er wird sein Antlitz vor ihnen verbergen, dieweil sie böse Taten vollbracht haben“ (vgl. Mich. 3, 9 f.).

Os. 4, 8—10 heißt es von den Priestern: „Meines Volkes Sünde essen sie und nach Verschuldung tragen sie Verlangen. So wird es denn wie dem Volke den Priestern ergehen: Ich suche ihre Wege heim und ihre Taten vergelte ich ihnen. Sie werden essen und nicht satt werden. Kindersegen wird sie nicht beglücken, weil sie es verschmäht haben, Jahwe zu dienen“ (vgl. Os. 8, 1).

Jer. 22, 17—20 findet sich eine Ansprache dieses Propheten an den König Joakim: „Deine Augen und dein Herz sind nur auf Raub aus und auf unschuldiges Blut, es zu vergießen, und auf Bedrückung und Mord (?), sie auszuführen. Darum spricht Jahwe zu Joakim . . . . also: Nicht wird man ihn beklagen: weh', mein Bruder, und; weh', meiner Bruderschaft! Nicht wird man ihn beklagen: weh', Herr! und: weh', seine Herrschaft! Mit einem Eselsbegräbnis wird er begraben werden, indem man ihn schleift und hinwirft jenseits der Tore Jerusalems.“

Die Propheten befaßten sich in ihren Reden bisweilen auch mit den Unarten des zarten Geschlechts. Eine recht lehrreiche Anrede an die stolzen Töchter Sions, die mit gereckten Hälsen einhergehen, findet sich Jes. 3, 16—25. Der Prophet schließt sie mit folgenden Worten:

„Und statt Balsamduft gibt es Modergeruch
Und der Strick wird dienen anstatt eines Gürtels;
Statt gekräuselter Locken wird Glatzen es geben,
Statt Festtagskleidung Bußsackumgürtung.“

Den Bildungsphiliſtern, die da fragen:

„Wen will der denn Kenntnis lehren,
Wem doch deuten die Offenbarung?
Von der Milch Entwöhnten, von der Bruſt Entfernten“ (Jeſ. 28, 9)

und den Glaubensſpöttern, die da ſprachen:

„Einen Bund ſchloſſen wir mit dem Tode,
Mit der Hölle trafen ein Abkommen wir:
Nicht ſoll die geſchwungene Geißel,
Wenn ſie daherfährt, uns treffen!“ (Jeſ. 28, 15),

begegnet der Prophet mit der Drohung (Jeſ. 28, 21 f.):

„Aufſtehen wird Jahwe wie am Berge Peraſim,
Wie in Gib'ons Gefild wird er wüten,
Zu wirken ſein Werk — ſein Werk iſt befremdend!
Zu tun ſeine Tat. — Seine Tat iſt gar ſeltſam!“

Einen erbitterten Kampf führten die Propheten gegen die religiöſen Heuchler, die den Pſalm 14 (15) wohl dem Wortlaute nach kannten, ſeinem Geiſte aber vollkommen zuwiderhandelten. Zu ihnen ſagt Iſaias 1, 11—16:

„Was ſoll mir der Opfer Menge? Alſo ſpricht Jahwe:
Ich bin ſatt der Opfer von Widdern, des Fettes der Kälber;
Nicht lieb' ich das Blut von Stieren und Lämmern und Böcken.
Wenn ihr kommt, um mich zu beſuchen, zerſtampft ihr den Vorhof.
Wer verlangt dies von euch, meinen Hof zu zerſtampfen?
Bringt fortan nicht Lügenopfer! Sie ſind mir ein Greuel,
Neumonds- und Sabbatsverſammlung unerträglich.
Eure Pilgerfahrten an Feſten haßt meine Seele.
Sie ſind zur Laſt mir geworden, die zu tragen ich müde.
Und breitet ihr aus eure Hände, ſo ſchließ' ich die Augen;
Und betet ihr noch ſoviel, nimmermehr hör' ich,
Sind doch voll Blut eure Hände“ (vgl. Jeſ. 58, 3—8).

Und Jeremias geht mit ihnen ins Gericht, wenn er Jahwe ſprechen läßt:

„(Wie?) Stehlen, morden, ehebrechen und falſch ſchwören — — — — —
und dann kommt ihr und tret' vor mich in dieſem Hauſe, über welchem mein Name genannt iſt, und ſagt: wir ſind geſichert! Iſt denn eine Räuberhöhle (mein) Haus .... in euren Augen geworden? ..... Siehe mein Zorn und mein Grimm iſt ausgegoſſen über dieſen Ort .... und er wird brennen und nicht erlöſchen“ (Jer. 7; 9—11 b, 20). Von allen Propheten gilt das Wort Mich. 3, 8: „Ich bin erfüllt von Kraft, von dem Geiſte des Herrn, von Recht und Stärke, anzuzeigen Jakob ſeinen Abfall und Iſrael ſeine Sünde.“

Die Reden der Propheten ſcheinen uns oft hart und bitter, und doch war es nicht auf Unheil ſinnender Zorn, ſondern auf Rettung bedachte Liebe, welche ſie in der Tiefe ihrer Seele bewegte. Jeremias, der wie kaum ein anderer ein Strafprediger war, er klagt ob des Jammers, in den das Volk geraten war: „O, daß doch mein Haupt ein Waſſerbrunn wäre und mein Auge ein Tränenquell, daß ich beweinte Tag und Nacht die Erſchlagenen meines Volkes“ (Jer. 8, 23). Auch den Propheten war es nicht leicht, mit der Fackel der Wahrheit hineinzuleuchten in die ſittliche Fäulnis der Zeit. „Wehe mir, meine Mutter, daß du mich gebarſt, einen Mann des Streits und einen Mann des Haders für das ganze Land“ (Jer. 15, 10).

„Dein Wort (Jahwe), gereicht mir zur Schande und Schmach Tag für Tag Und ſpreche ich: ich will nicht daran denken und in ſeinem Namen nicht fürder reden. Dann wird es in meinem Herzen wie ein Feuer, das brennt wie im Walddickicht. Und ich mühe mich, es zu ertragen, vermag es aber nicht (auszuhalten)“ (Jer. 20, 8—10).

* * *

Die Methode und das Vorgehen der Propheten, die Wucht ihrer Rede und das zeitgeſchichtliche Gepräge in Wort und Darſtellung mögen trotz des inſpirierten Charakters der Prophetenſchriften nicht für alle Zeiten vorbildlich

sein, aber für alle Geschlechter richtunggebend bleibt der prophetische Geist, welcher dem Tun des Menschen auf den Grund geht; und ein Kompaß für jedes Weltalter ist ihr sittlicher Charakter, rein wie Kristall, lauter wie der Bergquell, fest wie der Fels, der unentwegt von Gunst und Furcht es ausspricht, daß nicht die ökonomischen Verhältnisse, sondern Unrecht und Sünde das Elend des Diesseits fast bis zur Unerträglichkeit verschärfen.

□ □ □

Der Ehrw. P. Libermann, der Gründer der afrikanischen Mission im 19. Jahrhundert.

Von Prof. Dr. Hamm.

Wie lichten, warmen Strahlen der mittägigen Novembersonne laden zum erfrischenden Gang in die kalte, spätherbstliche, ersterbende Natur. Welch' eigenartige Färbung von Wald und Feld und Strom im Novembergrau und Himmelsblau vor dem nahenden Weiß des frostigen Winters! — Und dann hat auch der kluge Rendant des Hauses bei Tisch Eintrittskarten zu den berühmten Trierer Weinversteigerungen angeboten. Jetzt gerade — da ich dies schreibe — beginnt das Angebot der 70 Fuder des Bischöfl. Priesterseminars. Die preußische Domäne erlöste gestern für 85 Fuder Avelsbacher usw. 8,8 Millionen Mk. Das Domkapitel erzielte am Cäcilientag für 24 Fuder 2,6 Millionen. „Seitdem ist unser Senior, dessen treuer, vorbildlicher Sorge die Pflege der Weinberge seit vielen Jahren anvertraut ist, derart erfreut, daß Sie es gar nicht für möglich halten", erzählte uns heute der jüngste Domkapitular am Professorentisch. Ob es uns so gut ergehen wird! Wir haben keinen Domscharzhofberger . . . Und doch!"[1]) — Aber mich fesseln noch stärkere Reize als Natur und Versteigerung! Heute Morgen hatte ich P. Doerings Buch über den ehrwürdigen P. Libermann und die Gründung der afrikanischen Mission im 19. Jahrhundert beendet. „Vom Juden zum Ordensstifter", lautet der Titel; es ist im Verlag des Missionshauses Knechtsteden, Bez. Düsseldorf, erschienen (352 S. mit 26 Bildern, ungeb. 10 Mk.). Und nun stehe ich unter dem lebhaften Eindruck des heroischen Lebens des unscheinbaren, fallsüchtigen Juden aus Zabern. Und Lacordaires Wort quillt aus der Seele: Pour un chrétien, la prédestination d'une âme et les chemins mystérieux par où Dieu la conduit à sa fin sans toucher à sa liberté sont un spectacle qui l'emporte sur tous les autres, et dont le charme ne s'épuise jamais. Die treffliche Biographie, die P. Laux von den Vätern vom hl. Geist über den hl. Abt Kolumba von Bobbio geschrieben und vor zwei Jahren bei Herder veröffentlicht hat, lebt noch in der Erinnerung. P. Doerings Arbeit über den Stifter der Väter vom hl. Geist steht, abgesehen von Druckfehlern und Sprachungenauigkeiten, dem genannten Werke nicht nach! Das Jahrbuch „Priester und Mission" (1921, Xaveriusverlag, S. 98) urteilt also: „Das Werk, das eine freie Bearbeitung der bereits über das Leben des Ehrwürdigen erschienenen fremdsprachlichen Vorlagen ist, nimmt besonders auf deutsches Empfinden Rücksicht und verwendet zum Teil auch neues Material. Es verbreitet historische Treue mit einer zu Herzen gehenden Sprache und ist ganz geeignet, dieser Heldengestalt eines Konvertiten neue Verehrer, seinem Orden neue Anhänger zu gewinnen und namentlich für das Missionsapostolat in Afrika zu begeistern." Warum denn? Der Zeitgenosse des großen Elsässers sagt klipp und klar: Les saints sont les grands hommes de l'Eglise, et ils marquent sur les sommets de son histoire les points les plus élevés où la nature humaine ait atteint.

* * *

Der ausgezeichnete Rabbiner des reizenden Vogesenstädtchens Zabern in Unterelsaß, Lazarus Libermann, ein hervorragender Talmudkenner, wollte seinen sieben Jungen und zwei Mädchen eine vortreffliche Erziehung zu teil werden lassen. Sie sollten eine Zukunft haben. Der fünfte Sohn, Jakob, wurde am 12. April 1802 geboren. Der „Schäkle" wird der Lieblingssohn des Vaters,

[1]) Die Versteigerung brachte 9,7 Mill. Mark.

nachdem der älteste Samson in Mainz vom Studium des Rabbinats zur Medizin umgesattelt war. Als der Erstgeborene nun sogar noch katholisch wurde, legte man im Elternhaus zu Zabern Trauer an wie bei einem Sterbefall. Jakob kämpfte gegen den Bruder. Da geschah das Unerwartete, daß noch zwei Brüder dem Beispiel des Aeltesten folgten und in Paris katholisch wurden. Jakob aber sollte Rabbiner werden. Bevor der Vater ihn nach Paris zum weiteren Studium entließ, prüfte er ihn, ob er auch bisher in Metz wirklich Talmudstudien mit Ernst getrieben habe. „Der Vater schwelgte in Seligkeit. Er fand mich seiner würdig, sah alle Befürchtungen schwinden, die man ihm meinetwegen eingeflößt hatte. Er umarmte mich zärtlich, mein Gesicht mit seinen warmen Freudentränen benetzend. ›Ich dachte mir wohl‹, sprach er schluchzend, daß man dich verleumdete, als es hieß, ›du gäbest dich dem Studium des Lateinischen hin und vernachlässigtest die für deinen Beruf erforderlichen Kenntnisse.‹“ Nun durfte er nach Paris und wohnte zuerst — im Stanislauskolleg. Weihnachten 1826 wurde er getauft und nahm die Namen an Franz Maria Paulus. Am folgenden Tag ging er zur hl. Kommunion. An all seine Verwandten schrieb er von seinem Glück; nur nicht an den Vater. Als man auf Umwegen doch alles im elterlichen Hause erfuhr, war des Rabbiners Wut und Verzweiflung grenzenlos. Erst nach einigen Tagen brachte er es fertig, seinem abtrünnigen und heißgeliebten Sohn zu schreiben. Nichts blieb unversucht, was Vaterliebe und Religionseifer ersinnen kann, Güte und Drohung, Einschüchterung und Bitte; gutwillig oder gezwungen, der Vater wollte seinen fahnenflüchtigen Liebling zurückgewinnen. Abscheuliche Verwünschungen des wutentbrannten Rabbiners gegen seinen Jakob und furchtbare Lästerungen gegen den lieben Heiland und die Kirche! Fluchbeladen flüchtete der Sohn zu den Altären, bot sein junges Leben als Sühneopfer an und richtete ein langes, warmherziges Schreiben nach Zabern ins väterliche Haus. Keine Antwort! Dann erfuhr er bald darauf, daß sein Vater gestorben sei. —

Libermann wollte Priester werden und trat 1827 bei den Sulpizianern in Paris ein. Das zweite Seminarjahr brachte ihm die Fallsucht, diese entsetzliche und so tief demütigende Krankheit. „Es ist eine ebenso geheimnisvolle wie unleugbare Tatsache, daß, wer im Plane Gottes zu Hohem bestimmt ist, vom himmlischen Lehrmeister durchweg frühzeitig in die Leidens- und Entsagungsschule genommen wird.“

Ach, das Kreuz! Zu allem Holden
Muß sich stets das Kreuz gesellen,
Stets das Kreuz! (F. W. Weber) [43].

1830 schrieb er im Juli an seinen Bruder Arzt in Straßburg:

„Ich bin nicht zum Subdiakon geweiht worden, weil mein Uebel mich noch nicht ganz verlassen hat. Voraussichtlich trage ich noch lange daran, so daß ich gegebenenfalls erst in einigen Jahren, vielleicht auch niemals, vorrücken kann. Das ist nun wahrhaftig fatal, trostlos zum Verzweifeln, würde sicherlich ein Weltkind sprechen. So handeln aber die Gotteskinder, die wahren Christen, nicht: die sind zufrieden mit allem, was ihnen der himmlische Vater sendet; wissen sie doch, daß alles, was er ihnen schickt, für sie gut und nützlich und heilsam ist. Die Leiden, die der Allmächtige uns aufzubürden scheint, es sind wahre Güter, und wehe dem Christen, dem alles nach Wunsch geht!

„Ich kann euch daher versichern: meine *liebe Krankheit* ist mir ein wahrer Gnadenschatz, den ich allen Gütern, welche die Welt ihren Liebhabern anbietet, vorziehe . . . Alles, was ich bin und habe, gehört Gott und sonst niemanden. *Und wüßte ich, daß noch eine Fiber in mir ist, die nicht Gott gehört, ausreißen würde ich sie und in den Staub treten.* Ob Priester oder nicht, ob Millionär oder Bettler, ich bin Gottes, Ihm gehört alles.

„Ich muß euch noch mitteilen, daß ich im Seminar bleiben werde, solange es dem Herrn Vorsteher gefällt, mich zu behalten. Ich habe ihn nicht gefragt und werde ihn auch nicht fragen, warum er mich nicht fortschickt . . . er hat Mitleid mit mir. Jedenfalls liegt es im Plane der göttlichen Vorsehung, daß ich hier bleibe, und diesem Plane muß ich mich fügen.“

Jeden Tag war er auf Entlassung aus dem Seminar gefaßt. Im zweiten Jahr seiner Krankheit eröffnete ihm der Superior, es sei ratsam, an einen

festen, passenden Lebensberuf zu denken. Er widersprach nicht. Auf die Frage, was er denn werden wolle, entgegnete er ganz ergeben: „In die Welt kann ich nicht zurückkehren. Aber Gott wird, wie ich hoffe, für meine Zukunft sorgen.“ An demselben Abend noch beschloß der weise Seminardirektor, überwältigt durch solch' unerschütterliche Ruhe und Gottergebung, daß er bleiben dürfe, solange es Gott gefiele. Zur besseren Erholung hießen sie ihn jedoch nach Issy gehen, ihrem Landhaus unweit Paris.

Sieben Jahre blieb er dort, allen zur Erbauung, dem Haus zum Segen. Im Jahre 1837 bat der Generalobere der Eudisten die Sulpizianer um eine geeignete, tüchtige Persönlichkeit zur Leitung ihres Noviziates in Rennes. Die Verhandlungen endeten damit, daß der Regens Mollevaut seinem Besuche sagte: „Nehmen Sie ruhig Herrn Libermann! Wenn er auch bloß Minorist ist, alles in allem ist er einem Priester völlig gleich zu achten.“ — Ehe man ihn zum Novizenmeister machte, blieb er, um den Geist der neuen Gesellschaft kennen zu lernen, zwei Monate unter den Novizen. Nach den Jahresexerzitien, die der Jesuitenpater Lestroan leitete, übertrug man ihm, dem einfachen Kleriker, die ganze Noviziatsleitung, obwohl sich unter den Novizen mehrere und zwar nicht mehr jugendliche Priester befanden. Das dürfte wohl einzig dastehen in der Ordensgeschichte. Am Vorabend des ersten Herz Mariäfestes erlitt er, als er zu reden anfangen wollte, den letzten großen Anfall vor seiner Gemeinde. Schwerlich hätte er für den armen Novizenmeister unter demütigenderen Umständen eintreten können (101). In diese Zeit fällt die fruchtbarste Periode seines segensreichen Briefwechsels, der in alle Welt ging.

Ein feinsinniger Kenner der Libermann'schen Schriften, Pfarrer Heilgers in Roisdorf (Bonn), der drei Bände bei Schöningh (Paderborn) herausgegeben hat, schreibt: Libermann gehört zu den fruchtbarsten und geistreichsten Briefschriftstellern aller Zeiten; es dürfte wenig Menschen geben, die sich in dieser Hinsicht mit ihm messen können. Viele der Briefe sind nach Inhalt und Form stilistische Meisterwerke . . . Als asketischer Schriftsteller, der die Menschen in Leiden jeder Art aufzumuntern und zu trösten weiß, steht er sicher unerreicht da . . . Namentlich verdiente er die Beachtung derer, die sich mit der Erziehung des Klerus beschäftigen, denn Libermann hat Erfolge erzielt, die den aufmerksamen Beobachter mit Bewunderung und Staunen erfüllen. Leider ist in der Trierer Seminar-Bibliothek außer der überholten Uebersetzung der Biographie von Müller (1881) nichts enthalten. Wer allerdings nicht einmal die Kennzeichen priesterlichen Berufes kännte oder acht geben müßte, daß seine jahrelange innerste Herzensüberzeugung mit dem Gewand, das er trägt, und der Stellung, die er einnimmt, nicht in zu offenem Widerspruch träte, wäre für Priestererziehung ebenso geeignet, wie der Wolf für die Hut einer Lämmerherde. Die Resultate müßten auch dieselben sein. Und wer wagte es, vor dem ewigen Hirten zu verantworten, einen Bock als Obergärtner oder einen Wolf zur Hut und Dienstleistung bei den Lämmern im Amte zu halten?

In Issy hatte Libermann zwei Priesterkandidaten aus Haiti und Réunion bei Madagaskar kennen gelernt. Die Schilderung des Elendes der Schwarzen regte bei ihnen den Missionsgedanken an. 1839 kam Le Vavasseur zur Beratung nach Rennes. Libermann empfahl Gebete. Beide Ausländer, auch Tisserand von Haiti, kamen nun auf den Gedanken, sich in die Erzbruderschaft des heiligen und unbefleckten Herzens Mariä zu Paris in Notre Dame des Victoires aufnehmen zu lassen und ihre Anliegen der Bruderschaft zur besonderen Gebetsempfehlung zu unterbreiten. Am Feste Mariä-Lichtmeß 2. Februar 1839, empfahl der heiligmäßige Stifter der Erzbruderschaft, Pfarrer Desgenettes, die Bekehrung der schwarzen Rasse in herzlichen Worten in der feierlichen Vereinsandacht. Nun kam die Sache in Fluß.[1]) Libermann antwortete La Va-

[1]) Pfarrer D. hatte 1835 die Bruderschaft gegründet, da das religiöse Leben in der Pfarrei ganz darniederlag. 1847 zählte die Bruderschaft 16 Millionen Mitglieder auf der ganzen Welt, heute wohl mehr als 40 Millionen. Es ist eine der traulichsten Gebetsstätten in dem Babel an der Seine. Vergl. K. J. Huysmans, Vom Freidenkertum zum Katholizismus, 3. Aufl. Hildesheim. S. 90, 115, 166. (Die Uebersetzung der in 30 Auflagen erschienenen Bekehrungsgeschichte H.: „En route“.)

vasseur am 8. März 1839: „Ich rate Ihnen also, mein Lieber, dieses große Werk zu unternehmen und sich ihm eifrig zu widmen. Rechnen Sie aber dabei weder auf sich selbst, noch auf Ihre Bemühungen, suchen Sie niemanden zu überreden, noch etwas zu erzwingen, sondern lassen Sie den Herrn der Ernte schalten und walten. Er selbst muß die Arbeiter wählen, die er in seinen Weinberg senden will. Lassen Sie sich nicht entmutigen durch Schwierigkeiten, die sich Ihnen entgegenstellen werden, durch Tadel, Vorwürfe und falsche Urteile, die man über Sie fällen wird. Selbst ehrenwerte Männer werden Ihren Plan mißbilligen, belächeln, Ihr Vorhaben als eitle Grille eines jugendlichen Kopfes, als Torheit betrachten und das Ganze für unmöglich halten. So sind die Menschen. Wenn sie scheinbar unübersteigbare Hindernisse sehen, betrachten sie ein Unternehmen als unmöglich.

„Indessen lassen Sie sich, mein Freund, nicht entmutigen. Sollten selbst die frommsten und weisesten Menschen sich Ihrem Plane gegenüberstellen, verharren Sie dabei vor Gott" (112).

Aber Libermann selbst war von der Vorsehung berufen, das Gnadenwerk der Mutter der Barmherzigkeit für Afrika zu gründen. So floh er aus Rennes und eilte nach Rom zur Durchführung des Missionsgedankens.

„Wohl infolge von Meinungsverschiedenheiten wird er zum Entschluß gekommen sein, fürderhin das strengste Stillschweigen über all seine Schritte zu wahren, teils um voreiligem Aburteilen zu entgehen, teils um die böswilligen Absichten des unsichtbaren Feindes zu vereiteln" (121).

Und nun vergegenwärtige man sich: ein epileptischer Minorist, der nicht einmal Priester werden kann, ein getaufter Jude will eine Priestergenossenschaft gründen, um die Neger zu bekehren! So etwas war noch nie dagewesen! Daher kam Mißerfolg auf Mißerfolg, Enttäuschung auf Enttäuschung! Aber der getaufte Israelit hielt fest an seinen unerschütterlichen Glaubensgrundsätzen. Er schrieb an seine Freunde: „Wir müssen immer voran, immer vorwärts schreiten. Am Fuße der Mauer freilich, da hält man an und wartet, bis sie fällt, und dann geht man ruhig weiter."

Und weiter: „Dann erst hält man an, wenn man am Fuße der Mauer steht. Dann wartet man mit Geduld und Zuversicht, bis sich ein Durchgang öffnet; hernach setzt man seinen Weg ruhig fort, wie wenn nichts geschehen wäre. So haben es Paulus und die übrigen Apostel getan" (34). Wir können die köstliche Entwicklung nur andeuten:

In Loreto wird er von der Fallsucht, wie er glaubt, durch die himmlische Mutter befreit und erlangt Berufssicherheit 1840. Als er nach Rom zurückkommt, liegt ein Brief seines Bruders vor, in dem der Straßburger Weihbischof Dr. Räß ihn einlädt, dorthin zu kommen und das Subdiakonat zu empfangen. Am 8. Januar 1841 trat er die Rückreise in das rebengekrönte Vogesenland an. Am 5. Juni wird er Subdiakon, am 10. August Diakon. — Am 5. Juni 1909 — nicht lange vor Beginn des Weltkriegs — hat man dem armen, sein ganzes Leben lang stets verfolgten, verdächtigten und verleumdeten Libermann — man lese nur im Buche Dörings — im Straßburger Priesterseminar eine Büste in weißem, karrarischem Marmor von Bildhauer Colombo als Denkmal feierlich enthüllt. Bischof Dr. Fritzen und Weihbischof Dr. Zorn von Bulach, das Domkapitel, die Professoren der theologischen Fakultät sowie eine Ehrenvertretung der Väter vom hl. Geist wohnten dem Festakt bei. —

In Amiens wurde Libermann am 18. September 1841 zum Priester geweiht; dann übernahm er die Leitung des Missionsnoviziates zu Neuville. Gleichzeitig begann P. Laval seine von Riesenerfolgen gekrönte Arbeit auf Mauritius; P. Le Vavasseur ging 1842 nach der Insel Réunion, seinem Geburtslande; P. Tisserand im selben Jahre nach Haiti. Alsdann beginnt die Tragödie des ersten Fähnleins der Afrika-Missionäre, seltsame, schwere Schickungen, Prüfungen, Leiden, wunderbarer Heroismus und kostbare Erfahrungen. Libermanns Kongregation eröffnet 1842 als erste den neuzeitlichen Kreuzzug zur Christianisierung Afrikas. Jetzt sind 25 Ordensfamilien mit 2128 Missionspriestern, 1067 Brüdern und 3395 Missionsschwestern daran beteiligt. 1½ Millionen Heidenchristen und ½ Million Katechumenen sind durch ihren

unermüdlichen Fleiß und Gottes Gnade erobert! Welch' grundlegende, herrliche Arbeit leistete der Apostel-Pionier Libermann, der heilige Sohn des Rabbiners von Zabern!

1848 vereinigte er seine neugegründete Kongregation mit der 1703 zu Paris errichteten Kongregation vom hl. Geiste. Das zog große Vorteile nach sich. Nun ging er an die Gründung von Kolonialbistümern, beteiligte sich an allem Guten in edelmütiger Unterstützung und legte sich todmüde und abgearbeitet anfangs 1852 hin zum Sterben. Am 2. Februar, Mariä Lichtmeßtag, rief ihn seine himmlische Mutter in Paris zu sich in die Herrlichkeit ihres göttlichen Sohnes. Seit 1865 ruhen seine sterblichen Ueberreste in Chevilly bei Paris, im Garten eines der großen Seminarien seiner Kongregation.

Am 1. Juli 1876 hat der hl Stuhl dem schlichten Ordensmann den Titel eines „Ehrwürdigen Dieners Gottes" verliehen. Zehn Jahre später erfolgte die amtliche Urkunde, daß Libermanns Schriften von Irrtum frei seien. Am 19. Juni 1910 wurde vor dem Hl. Vater die Heldenmütigkeit seiner Tugenden kirchlich anerkannt. Nun erübrigt noch die Untersuchung der drei zur Seligsprechung erforderlichen Wunder; es wäre die erste Kanonisation eines Konvertiten aus dem Judentum, wenn diesem „Moses der schwarzen Rasse", wie Bischof Freppel ihn einmal geistvoll nannte, die Ehre der Altäre zu teil würde.

* * *

„Gehen Sie nur getrost voran und ohne Furcht und Zagen", pflegte Libermann zu sagen, „ein getreuer Diener muß in den Händen Gottes sein, wie ein gestähltes Werkzeug, das sich in der Hand des Arbeiters bis zum Griffe abnutzen läßt." — Seine letzten Worte auf dem Sterbebette waren, mühsam, mit großer Anstrengung: „Opfert euch für Jesus, für Jesus allein . . . mit Jesus, mit Jesus allein . . . Opfert euch mit Maria, mit Maria . . . Gott ist alles, der Mensch ist nichts . . . der Opfergeist, Eifer für die Ehre Gottes . . . das Heil der Seelen."

Hat sein Zeitgenosse nicht recht: Il n'y a rien de plus précieux que la mémoire des belles âmes?

Dem Missionshaus Knechtstedten, Bez. Düsseldorf, rufen wir ein herzliches tene quod habes! zu. Nachdem die Söhne Libermanns rund um Afrika angesetzt hatten, rückte Kardinal Lavigerie mit seinen Weißen Vätern in den siebziger Jahren nach Zentralafrika und zu den großen Seen vor. Ueber die herrlichen Erfolge in Uganda hat P. Dr. Hallfell von den Weißen Vätern in Trier in vorbildlicher Weise in seiner soeben erschienenen Monographie berichtet. Gott hat die heroischen Arbeiten Lavigeries ausgezeichnet durch die Seligsprechung der Martyrer von Uganda. Lavigerie, der ehemalige Professor der Kirchengeschichte, gründete aber auf den Erfahrungen der Vorzeit, auf den erschütternden Geschicken der ersten Heldensöhne Libermanns. Ihm, dem schwächlichen Sohn Israels und Priester aus dem Elsaß, gebührt der Ruhm der Gründung der afrikanischen Mission im 19. Jahrhundert. Mit Recht durfte er ein Jahr vor seinem Tode an seine Afrikaner schreiben: „Bald kann ich mich rühmen, ebensogut Afrikaner zu heißen, wie ihr" (266). Und an König Eliman von Dakar und an die Häuptlinge der Umgegend schrieb er beim Tode seines Bischofs Truffet: „Ich wünschte, ihr könntet den Schmerz meines Herzens sehen, weil mein Herz euch gehört. Ja, mein Herz gehört den Afrikanern!" (256.)

Mit Schmerz gedenken wir des großen Unrechtes, daß man uns Deutsche von der Missionierung und Kolonisierung Afrikas ausschließen will. Möge P. Libermann mit seinen Söhnen dort droben im Himmel Fürsprache einlegen, daß auch den deutschen Missionaren und Kolonisatoren nur gegeben werde: Ostium magnum et evidens; denn die adversarii multi (1 Kor. 16, 9) schrecken uns nicht.

□ □ □

Volk und Liturgie.

Von Felix Langer, Berlin.

Bei den Schwierigkeiten, mit welchen die Seelsorge heute verknüpft ist, sei auch mir gestattet, einen diesbezüglichen Punkt zu behandeln, da ich jahrelang im Felde und in Kriegsgefangenschaft Gelegenheit hatte, die religiöse Betätigung zu beobachten und zu beeinflussen.

Wir stehen vor der beklagenswerten Tatsache, daß viele den Weg zur Kirche nicht mehr finden, so wie früher, nachdem sie im Kriegsdienst vom regelmäßigen Kirchenbesuch entwöhnt worden sind und falsche Gedankenreihen in sich aufgenommen haben. Aber auch viele Personen beiderlei Geschlechts, die nicht im Kriegsdienst gestanden, vernachlässigen jetzt den Gottesdienst mehr als je. Es fehlt die Liebe zur hl. Liturgie, die das Wahrzeichen früherer Jahrhunderte gewesen.

Dem Volke die wunderherrliche Liturgie unserer Kirche wieder nahe zu bringen, es mit Liebe zu ihr zu erfüllen, muß eine unserer vornehmsten Aufgaben sein. Ein Teil des deutschen Protestantismus ist jetzt in liturgischer Beziehung erwacht, wie die Bestrebungen der neuen hochkirchlichen Vereinigung zeigen. Nach dem entschwundenen Glanze des altkirchlichen Ritus sehnt man sich da, zugleich aber auch nach einer festeren Dogmatik, als Unterlage dafür. Und bei uns, die wir die Träger des alten ehrwürdigen Ritus sind, sollte die Liebe zur hl. Liturgie sich nicht mehr recht auswirken, sollten liturgische Schätze verstauben, weil sie dem Volke immer mehr aus den Augen rückten?

Zweierlei Tätigkeit, eine negative und eine positive, muß dazu dienen, der Allgemeinheit wieder mehr Interesse und mehr Liebe zur Liturgie einzuflößen. Die große Anziehungskraft, die unser Kultus durch die Jahrhunderte ausgeübt hat, dürfen wir nicht zu gering veranschlagen. Und sie muß gesteigert werden.

Der negative Weg besteht in der Beseitigung von vorhandenen Hindernissen. Ein Haupthindernis ist für viele die zu große Länge des Gottesdienstes. Es gibt ja, Gott sei Dank, noch eine ganze Zahl frommer Seelen, denen der Aufenthalt im Gotteshause Bedürfnis und Freude ist, denen es auf ¼ oder ½ Stunde mehr nicht ankommt. Aber diese bilden nicht den Normaltyp. Und wir müssen unzweifelhaft vor allem die berücksichtigen, für welche der Kirchenbesuch nur Pflicht ist; denn gerade sie haben es am notwendigsten. In erster Linie darf der sonntägliche Hauptgottesdienst nicht zu lange dauern. Wenn Hochamt mit Predigt 1¾ Stunden oder noch länger in Anspruch nimmt, so ist das besonders im Jagen und Hasten einer Großstadt, wo jeder mit Minuten rechnet, viel zu lange. Der schwache Besuch pflegt dieses Urteil zu bestätigen. Hochamt 45—50 Minuten, die Predigt dazu 25—30 Minuten, sodaß der ganze Hauptgottesdienst sich auf 1¼ Stunden erstreckt, muß als Normalmaß gelten, abgesehen von besonderen Fällen (Kerzen-, Palmenweihe, Passion usw.). Bei zahlreichen Kommunikanten muß in Kirchen mit mehreren Geistlichen der Zelebrant durch einen zweiten Herrn bei der Austeilung unterstützt oder vollständig vertreten werden. Nie greife man aber zu dem Mittel, der Abkürzung wegen während des Gesanges des Credo weiter zu zelebrieren bis zur Präfation. Das ausdrückliche Verbot der Ritenkongregation hat seinen guten Grund. Das Dominus vobiscum nebst Oremus als Trennung zwischen der missa catechumenorum und missa fidelium darf nicht still beiseite geschoben werden. Diese Trennung muß allen deutlich vor Augen stehen mit dem Bewußtsein: nachdem wir im Vorhof gestanden, treten wir jetzt ein in das Heiligste, um dann beim Sanctus das Allerheiligste zu betreten. Die äußerlich erkennbare Scheidung im Hochamt muß für das Volk des besseren Verständnisses wegen bestehen bleiben. Um Abkürzung zu erreichen, wende man sich an den Chordirigenten: statt des mehrstimmigen Credo muß der Zeitersparnis wegen gewöhnlich ein Choralcredo gesungen werden. Das entspricht ferner sowohl dem kirchlichen Wunsche, als auch dem Charakter des Credo als schlichtem Ablegen des Glaubensbekenntnisses durch die ganze Gemeinde in einfachem Sprachgesang. Auch sonst kann enge Fühlung zwischen Orgelempore und Altar nur

von Vorteil sein. Der Priester darf z. B., wenn er das Kyrie gebetet, nicht erst auf Beendigung desselben durch den Chor warten müssen. Als Musterbeispiel für ein Hochamt, wie es nicht sein darf, diene folgende Schilderung: Der Priester zelebriert während des Credo weiter bis zur Präfation. Großes Sanktus mit langem Vorspiel; wegen Kürze der Zeit sieht sich der Zelebrant zur Vornahme von Konsekration und Elevation noch während des Gesanges gezwungen. Der Chor ist erst beim Supplices te rogamus mit dem Sanktus fertig und beginnt das Benediktus beim Nobis quoque peccatoribus, sodaß Zelebrant erst das Pax Domini wieder laut singen kann. Das ist keine Fiktion, sondern Tatsache. Durch derartige Unregelmäßigkeiten werden die Gläubigen oft mehr beeinflußt, als man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist.

Auch die stille hl. Messe darf nicht zu lange dauern. Man halte sich stets an die Regel des hl. Alphonsus: 20—30 Minuten, ne adstantes taedio afficiantur. Mit rührendem Eifer sind manche Leute in der Großstadt vor ihrer Berufstätigkeit noch in der Kirche. Ihre Zeit ist so knapp bemessen auf die Minute, daß sie mitunter, wenn sie kommunizieren wollten, sogar vorzeitig das Gotteshaus verlassen müssen. Und sollten sie auch nicht die hl. Kommunion deswegen unterlassen, warum sollten sie der Möglichkeit, die hl. Messe ganz zu hören, beraubt werden? Bei mäßiger Kommunion (20—30) kann die hl. Messe, abgesehen von Sonderfällen (mehrere Lektionen, Passion), ohne Schwierigkeit in ½ Stunde beendigt sein. Der Priester am Altare soll weniger seiner eigenen Andacht genügen, er steht vielmehr in erster Linie des Volkes wegen da. Längere Pausen, besonders in den Hauptteilen, müssen vermieden werden, ebenso zu lange Mementos, so sehr auch des Priesters Gefühl dazu drängen mag. Eine Ausnahme ist natürlich bei besonderer psychischer Disposition (etwa Skrupulosität) gegeben, doch werden solche Zustände auch am besten durch ununterbrochenes Beten des hl. Textes überwunden. Zu schnell darf natürlich auch nicht zelebriert werden. Die hl. Messe während der Pfingstoktav in 17 Minuten zu zelebrieren, ist ein Unding und fordert ebenfalls das Urteil des Volkes heraus.

Vor allem absolute Pünktlichkeit. Der Glockenschlag ist maßgebend. Nicht zu früh und nicht zu spät. Die Gläubigen müssen wissen, wonach sie sich bei ihrer oft beschränkten Zeit zu richten haben. Dauernder Verstoß gegen diese berechtigte Forderung kann zur Vernachlässigung des Gottesdienstes seitens der Gläubigen und somit zu schwerer Verantwortung für den Priester führen.

Soweit geht es den einzelnen Liturgen an. Aber es gäbe auch Fragen amtlicher Art, welche eine Verkürzung betreffen. Am eigentlichen Ritus der hl. Messe kann natürlich nichts geändert oder gestrichen werden. Wie jedoch die Lizenz, am Palmsonntag in der Stillmesse bei Bination die Passion auszulassen, anzeigt, könnte man ein Entgegenkommen der römischen Behörden auf kleinere Wünsche vermuten. Die von Leo XIII. angeordneten Gebete nach der Missa privata könnten gestrichen werden, zumal durch die öfter vorkommende Oratio pro ecclesia vel pro Papa ein gewisser Ersatz geboten ist. Ferner wäre die Zusammenfassung mehrerer an demselben Tage vorkommender Kommemorationen in eine Oration diskutabel. Zur Verkürzung eines Levitenamtes würde es dienen, wenn der Zelebrans das Evangelium gleichzeitig mit dem Diakon lesen dürfte oder nur der Verlesung durch den Diakon zuzuhören brauchte, ohne es selbst zu lesen, wie er etwa die Epistel gleichzeitig mit dem Subiakon liest.

Die positive Arbeit muß sich folgendermaßen gestalten: In erster Linie eine ausreichende Erklärung der Liturgie auf der Kanzel sowohl der Messe als auch des Breviers und besonderer Funktionen. Der Geist der Liturgie muß dem Volke wieder näher gebracht werden. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß der Gebrauch der Fremdsprache beim Gottesdienst gewisse Schwierigkeiten mit sich bringt, denen allerdings auf der anderen Seite so große Vorteile gegenüber stehen, daß wir auf unsere altehrwürdige Kirchensprache weder verzichten können, noch wollen. Eine Erklärung liturgischer Texte in der Predigt ist daher sehr angebracht, besonders jener Teile, die vom Priester oder vom Chor laut vorgetragen werden — nicht die feststehenden und gelegent-

lich einmal die wechselnden Teile eines bestimmten Fest- oder Sonntagsformulars. Hand in Hand damit müssen Bestrebungen gehen, das Volk wieder mehr aktiv am Gottesdienste teilnahmen zu lassen. In den mittelalterlichen Domen trennte der Lettner das Volk vom hohen Chore und somit von der direkten Teilnahme an den hochfeierlichen Funktionen — nicht immer zum Vorteil, wie ich meine. Der geistige Lettner, der sich als Trennung zwischen Presbyterium und Kirchenschiff aufzurichten beginnt, muß fallen! Bedauerlich ist es, daß in unserm Vaterlande der Gesang der liturgischen Texte im Volke so gar nicht blüht. In dieser Hinsicht könnten wir uns an Frankreich ein Beispiel nehmen, wo das Hochamt häufig durch lateinischen Volksgesang begleitet wird. Das zu erzielen, dürfte bei uns ein Ding der Unmöglichkeit sein; es bedürfte wenigstens rastloser und nicht immer leichter Arbeit. Es ist aber das eigentliche Ideal. Wenn wir uns darin auch vorläufig bescheiden müssen, so müßte wenigstens das Volk zur Teilnahme an den Responsorien erzogen werden. Es traut sich allerdings nicht gern jemand mit seiner Stimme heraus, um den Anfang beim Einsetzen zu machen. Deshalb ist die Begleitung der Responsorien durch die Orgel zu empfehlen. Es klingt doch ganz anders, wenn statt der paar Stimmen vom Chor die ganze Gemeinde singt: Habemus ad Dominum. Eine solche aktive Teilnahme erweckt mehr Interesse, Begeisterung und Liebe im Volke. Von da aus ist ein weiterer Schritt nicht schwer: das Kyrie abwechselnd von Chor und Volk. Damit wären wir schon auf gutem Wege. Einige leichtere Melodien des Kyriale, vielleicht die Missa de Angelis, die Missa in semiduplicibus I, an den einfachen Sonntagen, den Sonntagen der Advents- und Fastenzeit, sowie die Ferialmessen nebst Credo I. und III. müßten in einem kleinen Büchlein für das Volk vereinigt sein. Man könnte die Festtagskomplet und die Vespern der drei Hochfeste hinzufügen. Eine deutsche Uebersetzung der Texte ist dabei unerläßlich.

Und die Ausführung der hl. Handlungen seitens des Liturgen muß würdevoll und genau vorschriftsmäßig sein. Genau vorschriftsmäßig! Glauben wir nicht, daß ein einzelner klüger sei, als die Gesamtkirche, die ihre hl. Riten durch lange Jahrhunderte erprobt hat. Leider ist die Kenntnis des Caeremoniale episcoporum und des Memoriale rituum, die beide in Pfarrkirchen verpflichten, im Durchschnitt sehr gering. (Bedauerlicher Weise sind von diesen Büchern z. Zt. keine in Deutschland hergestellten Ausgaben erhältlich, und die belgischen sind wegen unserer schlechten Valuta sehr teuer.) Abweichungen von vorgeschriebenem Ritus werden noch häufig genug von Gläubigen übel vermerkt. Ein deutliches Beispiel, das mir in letzter Zeit begegnete: Ein jüngerer protestantischer Theologe ist durch liturgische Interessen der katholischen Kirche sehr nahe gekommen. Er nimmt dogmatisch alles an. Er betet täglich das Officium divinum und wohnt regelmäßig der hl. Messe bei. Aber der psychologische Moment für seine äußere Konversion ist noch nicht gekommen. Als einen Hauptgrund gab er mir die Verstöße gegen die liturgischen Vorschriften durch Priester an. Wenn die Kirche nicht einmal die Macht habe, ihre berufenen Diener zur strengsten Beobachtung der Vorschriften anzuhalten .... Man wird sagen: „Das ist doch Nebensache! Mücken seihen und Kamele verschlingen!“ Gewiß ist das nicht die Hauptsache; aber derlei „Kleinigkeiten“ gehören zu den unwägbaren Dingen, die — besonders bei häufigerem Vorkommen — doch eine unerwünschte Wirkung haben können. Wer will die Verantwortung für Nachteile übernehmen?

In dasselbe Kapitel hinein gehört die laute und deutliche Aussprache des Textes. Mancher Offiziator ist trotz auswendiger Kenntnis oder trotz Vorliegen des gedruckten Textes schon in der Mitte der Kirche nicht mehr verständlich.

Das Volk muß mit der Kirche und ihrer Liturgie im Kirchenjahre leben. Darum darf der Gottesdienst nicht an einem Tag so aussehen, wie am anderen. Höhere Feste müssen wirklich hervorgehoben werden, wo es geht, durch Assistenz. Die Andachten müssen wechseln. Variatio delectat, das gilt auch hier. Gelegentlich auch Komplet oder Vesper an besonderen Tagen.

Hinweis und Erklärung dazu in der Predigt. Die Liturgie darf dem Volke nicht fremd werden — nicht so fremd bleiben, wie es zum großen Teile schon der Fall ist. Liebe zur Liturgie weckt Liebe zur Kirche und hebt das religiöse Leben.

□ □ □

Funk-Bihlmeyer, Lehrbuch der Kirchengeschichte. [1])

Von Prof. Dr. Marx, Trier.

An dem Lehrbuche der Kirchengeschichte von Funk wurde mit Recht getadelt, daß es die Neuzeit und besonders die letzte Periode der Kirchengeschichte (bloß 52 von 580 S.) zu mager behandelt habe. Das ist von dem neuen Bearbeiter des Werkes gründlich verbessert worden, die Neuzeit bildet nun ein Drittel des Werkes. Dadurch ist die Vollständigkeit des behandelten Stoffes im wesentlichen erreicht. Nur an wenigen Stellen könnte man eine eingehendere Behandlung wünschen, z. B. bei der Honoriusfrage (S. 229), die doch ein Schulbeispiel bildet für die Kenntnis des Unfehlbarkeitsdogmas; bei der Behandlung der Inquisition (S. 495), wo das Prozeßverfahren fehlt, das für die Kenntnis der Einrichtung von wesentlicher Bedeutung ist; so bei der Szene von Kanossa (S. 434); so S. 393; so § 6 „Die Vorbereitung der alten Welt auf das Christentum".

Das ins Italienische übersetzte Lehrbuch Funks wurde von der römischen Konsistorialkongregation im Jahre 1913 verworfen „wegen seines naturalistischen Geistes". Auch das hat Bihlmeyer gebessert.

B. hat die Seitenzahl des Werkes (580) von Funk beinahe verdoppelt (1080), nicht zuletzt dadurch, daß er eine überreiche Literaturangabe macht. Uns scheint es doch des Guten zu viel zu sein, wenn selbst Reden und Gymnasialprogrammarbeiten angeführt werden, die doch gewöhnlich minderwertig sind, und wenn alle möglichen Dissertationen gebracht werden, die den vollen Wert der wissenschaftlichen Arbeiten vielfach nicht besitzen. Auch werden alte Werke angeführt, die von neuern längst überholt sind, so S. 92, 136.

Statt so den Leser mit Literatur zu überladen, hätte B. wohl besser getan, wenn er wenigstens die allerwichtigsten Quellen im Wortlaute in den Fußnoten oder auch gegebenen Falles im Texte angeführt hätte, was er fast nie getan hat. Dann hätte der Leser gesehen, daß die Angaben des Textes richtig seien, und er brauchte nicht in verba magistri iurare.

Um auf Einzelnes zu kommen: B. behauptet, daß Klemens V. in der Bulle Romani principes (Clem. 2. 9) von dem Eide Heinrichs VII. und seiner Vorgänger ausdrücklich erklärt habe, es sei ein Vasalleneid und dieser Satz sei ins Corpus iuris can. übergegangen. Hat B. die Bulle überhaupt gelesen? Die Bulle bezeichnet den fraglichen Eid immer wieder als „iuramentum fidelitatis" nicht als Vasalleneid, sie gibt genau die Pflichten an, welche dem Kaiser obliegen, auf Grund dieses Eides, nämlich den Kirchenstaat und sein Haupt, den Papst, nach Möglichkeit gegen jeden ungerechten Angriff zu schützen und die Freiheit der übrigen Kirchen und ihrer Prälaten und Diener zu verteidigen; spricht von Vasallen der römischen Kirche im Gegensatz zum Kaiser, nennt diesen nie Vasalle. Die Bulle fordert also vom Kaiser nur die Erfüllung der Pflichten des Schirmvogtes der Kirche, nicht die des Vasallen. Die Behauptung des B.'s vom Vasalleneide ist also eine von den vielen falschen, teilweise widersinnigen Behauptungen, mit denen die Gegner der Kirche die alte Fabel von der durch die Päpste des Mittelalters erstrebten Universalmonarchie zu stützen suchen.

B. hält ebenfalls den Vorwurf aufrecht, die Päpste hätten eine Universalmonarchie erstrebt (S. 453, 461, 565). Er bezeichnet den Papst Innozenz III. als „den glücklichsten Vertreter . . . des hierokratischen Systems der päpstlichen Weltherrschaft". Aber Innozenz hat dem französischen Könige ausdrücklich erklärt, daß dieser in weltlichen Dingen unabhängig sei vom Papste. B. führt

[1]) Siebte stark vermehrte und teilweise neu bearbeitete Auflage. XXVII und 1080 S. Ca. 100 Mk. Paderborn Ferdinand Schöningh, 1921.

als Beweis für die Universalmonarchie den Dictatus papae (Gregorii VII.) an. Aber dieser Dictatus hat kein Wort von weltlicher Gewalt des Papstes; er spricht nur von kirchlicher Gewalt, auch wenn er die Absetzung der Könige erwähnt. B. legt Innozenz IV. die Lehre von der potestas directa in temporalia bei. Aber dieser Papst hat ausdrücklich erklärt: „Weltliches und Kirchliches sind verschiedene Dinge und haben verschiedene Verwalter, und der eine Verwalter darf sich nicht in das mischen, was dem andern zugewiesen ist."

B. bringt als Beweis für die erstrebte Universalmonarchie die Worte Gregors VII. vor, die dieser an den König von Aragonien richtet (Reg. 1. 63): „Der selige Apostel Petrus, den der Herr Jesus Christus, der König der Glorie, zum Herrn über die Reiche der Welt gesetzt hat." Muß das von weltlicher Gewalt verstanden werden? Nein. Nichts spricht dafür, daß der Papst nicht an seine kirchliche Gewalt denkt, und von dieser verstanden, ist der Satz durchaus berechtigt. Noch jetzt betet der Priester diesen Satz im Breviere am 22. Februar. Wer denkt dabei an weltliche Gewalt des Papstes?

Als stärksten Beweis für seine These betrachtet B. wohl das weitere Wort Gregors VII.: „Wenn der Apostolische Stuhl vermöge der ihm verliehenen höchsten Gewalt über das Geistliche zu richten hat, warum nicht auch über das Weltliche?" Er hat aber nicht beachtet, daß um einen Zwischensatz später der Schluß aus dem angeführten Satz gezogen wird: Wenn also Geistliche, wo es not tut, verurteilt werden, warum werden nicht Weltliche eher wegen ihrer schlechten Handlungen bestraft? Also setze man in den bösen Satz statt „das Weltliche" „weltliche Personen" und der Satz hat seine Beweiskraft für die Universalmonarchie vollständig verloren. Der Zweck, den der Papst mit seiner Darlegung verfolgt, ist der Beweis, daß der Papst schlechte Fürsten absetzen könne, und dieser Beweis fordert die erwähnte Einsetzung.

Die angeblich von den Päpsten erstrebte Universalmonarchie ist also eine Fabel, die ehestens aus den katholischen Lehrbüchern verschwinden sollte. Wie kann man hoffen, daß der Fabel der Garaus gemacht wird, wenn Katholiken wie Bihlmeyer und Knöpfler sie festhalten!

Das Lateranzkonzil 1511/7) leistete „kaum Nennenswertes" für die Reform (S. 608). Dieses Konzil hat gute Reformschlüsse gegeben, wären sie durchgeführt worden, so wäre eine Reform der Kirche erfolgt. Daß sie aber nicht durchgeführt wurden, daran trägt die einzige Schuld die durch Luther hervorgerufene Bewegung.

„Die spanische Inquisition hat in erster Linie und vorwiegend einen kirchlichen Charakter. Dafür spricht vor allem die kirchliche Einsetzung der Inquisitoren und die Ausführung der Verurteilten an die weltliche Gewalt zur Exekution" (S. 621). Wie diese Auslieferung die Behauptung beweisen soll, ist doch wohl unerfichtlich, und die kirchliche Einsetzung der Inquisitoren ist nur bei der ersten Einrichtung der Inquisition erfolgt; später setzte der König die Inquisitoren wie die übrigen Beamten ein und besoldete sie.

Rom soll die Tragweite der lutherischen Bewegung zunächst nicht erkannt haben (S. 696). Und doch forderte Papst Leo X. den Gabriel von Venedig, der eiligst zum Generalvikar des Augustinerordens bestellt worden war, im ersten Schreiben, das er in der Sache erließ, auf, „die Flamme zu löschen, die leicht zum großen Brande werden könne; die Sache habe Eile und fordere Besonnenheit."

Daß das Lehrbuch Funk-Bihlmeyer manche Vorzüge hat, beweist der Umstand, daß es in 35 Jahren die 7. Auflage erlebt hat.

⊠ ⊠ ⊠

☞ **Gesucht! Von dem Neffen des sel. Professors Flesch, dem Pfarrer Johannes Flesch zu Zwillbrock bei Dreden i. Westf. werden die Gymnasialprogramme des Trier. Gymnasiums von 1847, 1857, 1864, 1866 und 1874 zu erwerben gesucht.**

Mitteilungen sind an die angegebene Adresse oder an Herrn Domvikar Weber, Trier, zu richten.

Zur Frage, wann für die Kinder die Kommunion- und Beichtpflicht beginne.

Von Emil Springer S. J., Theologieprofessor in Sarajewo.

Kanonikus Antoni, der bekannte Apostel der täglichen Kommunion in Italien, veröffentlicht einen Flugzettel Recente Autorevole Bisposta und ein kleines Broschürchen Lacrymanda[1]) über die Kommunionpflicht der Kinder. Wir entnehmen daraus folgende Notizen.

Der Bischof von Valleyfield hatte durch Vermittlung des Kardinals und Erzbischofs von New-York beim Kardinal Gasparri anfragen lassen, ob die Kinder, welche noch nicht das 7. Lebensjahr vollendet haben, aber doch wegen schon erlangten Vernunftgebrauches zur Kommunion zugelassen wurden, zur Beobachtung des Gebotes der jährlichen Beicht und der Osterkommunion verpflichtet seien. Die Antwort des Kardinals vom 3. Januar 1918 lautet bejahend und gibt als Grund an: Wenn auch der Kanon 12 erklärt, daß diejenigen noch nicht zur Haltung der rein kirchlichen Gebote verpflichtet sind, die, wenn sie auch den Vernunftgebrauch erlangt, doch noch nicht das 7. Lebensjahr vollendet haben, so setzt er doch hinzu: „wenn nicht etwas anderes im Gesetze ausdrücklich vorgesehen ist." Nun ist aber in den Kanones 859 § 1 und 906 ausdrücklich vorgesehen, daß jeder Gläubige beiderlei Geschlechtes, der zu den Jahren der Unterscheidung, d. h. zum Vernunftgebrauch gekommen ist ꝛc.

Der Bischof von Norcia hatte angefragt, ob der in den Kanones 854 § 2, 3, 5; 859 § 1 und 906 erwähnte Vernunftgebrauch jener sei, der erfordert wird, um Todsünde zu begehen, oder jenen, der nur zur läßlichen Sünde genügt. Die Antwort vom 24. Februar 1920 besagt, daß der Vernunftgebrauch hinsichtlich der Kommunion klar bezeichnet ist im Kanon 854 §§ 2 und 3 und der Vernunftgebrauch auch hinsichtlich der jährlichen Beicht, von dem Kanon 906 handelt, jener ist, der bisher erfordert wurde.

Auf eine mündliche Anfrage des Bischofs von Norcia, ob der in den Kanones 854 und 859 (welche sich auf die Kommunion beziehen), erwähnte Vernunftgebrauch jener sei, der zur Todsünde notwendig ist, oder jener, der nur zur läßlichen Sünde befähigt, antwortete der Kardinal, es sei klar, daß der in den Kanones 854 und 859 erwähnte Vernunftgebrauch jener sei, der nur zur läßlichen Sünde genügt, das hätte darum nicht ausdrücklich gesagt werden müssen, und es sei demnach Pflicht der Bischöfe, diejenigen eines besseren zu belehren, die anders lehren oder handeln. Das berichtet der Bischof von Norcia in einem Briefe vom 28. Mai 1920 an Antoni.

Die in diesen Notizen enthaltenen Erklärungen des Kardinals Gasparri lassen sich kurz in drei Punkten so zusammenfassen:

1. Weder für die Kommunionpflicht, noch für die Beichtpflicht ist das vollendete 7. Lebensjahr maßgebend, sondern die in den betreffenden Kanones angedeutete geistige Verfassung des Kindes.

2. Die Verpflichtung zur Osterkommunion beginnt, wenn das Kind läßlich sündigen kann, nicht erst, wenn es schon zur Todsünde fähig ist.

[1]) La Communione dei Bambini Lacrymanda! Pescia, Typografia Nucci.

1. Die Verpflichtung zur jährlichen Beicht beginnt, wenn das Kind Todsünde begangen hat.

Bemerkung zu Punkt 1: Wenn ein Kind vor vollendetem 7. Lebensjahre Gut und Böses unterscheiden, läßlich sündigen, die Grundglaubenswahrheiten etwas verstehen kann, so ist es zur Osterkommunion verpflichtet; wenn es nach vollendetem 7. Lebensjahre noch nicht dazu fähig wäre, wäre es auch da noch nicht verpflichtet. Wenn ein Kind vor vollendetem 7. Lebenjahre Todsünde begangen hätte, wäre es zur jährlichen Beicht verpflichtet; wenn es sich auch lange nach dem vollendeten 7. Lebensjahre noch nicht einer schweren Sünde schuldig gemacht hat, ist es noch nicht dazu verpflichtet.

Bemerkung zu Punkt 2: Der Kanon 854 will, daß die Kinder, wenn sie die wichtigsten Glaubensgeheimnisse verstehen und die Kommunion mit Andacht empfangen können, möglichst bald „quamprimum" zum Tisch des Herrn zugelassen werden. Die geringe notwendige Belehrung soll ihnen doch selbstverständlich zu teil werden, noch bevor sie zur Todsünde fähig sind. Das „quamprimum" wird leider gewöhnlich übersehen. Die so zeitig eintretende Kommunionpflicht der Kinder belastet nach Kanon 860 zuerst die Erzieher und Seelsorger.

Bemerkung zu Punkt 3: Man hat bisher festgehalten, daß die strenge Verpflichtung zur jährlichen Beicht dann eintritt, wann Todsünde begangen wurde. Darauf weist auch der Kanon 906 hin, nach dem alle Sünden gebeichtet werden müssen, was sich nur auf die Todsünden bezieht. Damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß man mit der Beicht warten soll oder warten darf, bis Todsünde begangen wurde. Nein, das Kind soll lange vorher angeleitet werden, sein Gewissen zu erforschen, seine nur läßlichen Sünden zu bereuen und zu beichten. Dies wird ihm mit den Belehrungen und Mahnungen des Beichtvaters ein Ansporn zur Tugend und kräftiges Mittel zur Meidung der Todsünde sein. Es ist in Punkt 3 nur gesagt, daß die vom Kanon 906 direkt auferlegte Verpflichtung mit begangener Todsünde eintritt.

Mitteilungen

Diözesansynoden. Anläßlich der nunmehr erfolgten Veröffentlichung des Berichtes über die Trierer Diözesansynode 1920[1]) seien einige allgemeine, lehrreiche Bemerkungen des oberrheinischen Pastoralblattes wiedergegeben, die in einer kurzen Besprechung der dortigen Freiburger Diözesansynode 1921 (Oktoberheft, S. 137) enthalten sind.

„Das Pastoralblatt ist kein Nachrichtenblatt wie eine Zeitung; seine Aufgabe ist es nicht, über ein Ereignis des kirchlichen Lebens möglichst schnell zu berichten. Wir nehmen zu Vorgängen solcher Art nicht Stellung, insofern sie Geschehnisse sind, sondern insofern sie Bedeutung haben; wir würdigen ihren

[1]) Derselbe ist im Buchhandel nicht erschienen und nur durch das Bischöfl. General-Vikariat zu beziehen.

Zweck und Sinn, wir heben Momente hervor, die vielfach auch an sich neu, nach unserer Auffassung und Absicht nicht bloß jetzt, sondern auch künftig und späterhin beachtet werden sollten.

1. „Eine Synode hat nicht den Zweck, Gesetze zu geben oder Anordnungen zu treffen. Diesen Zweck kann sie nicht haben; ihn ihr abstreiten, ist nicht ein Verstoß gegen demokratischen Geist, sondern gegen kirchlichen Geist, gegen den Geist der kirchlichen Hierarchie, Verfassung und Anlage. Die sog. Synoden der Protestanten, diese allerdings sind Parlamente, wo nicht bloß die Form parlamentarisch ist, sondern auch das Ergebnis, die Beschlüsse parlamentarisch zustande kommen. Das Kirchenregiment ist von höherer Herkunft, es ist iuris divini. Denn die Bischöfe hat der hl. Geist gesetzt, die Kirche zu regieren (Apg. 20, 28).

„Allein des Bischofs Sache also ist es, Gesetze und Anordnungen für seine Diözese zu geben. Ueber Notwendigkeit oder Nützlichkeit derselben gewinnt er ein Urteil aus den Visitationen oder aus anderweitiger Kenntnis, ihren Inhalt bestimmt er entweder selbst, oder er berät sich zuvor z. B. mit den Vertretern des ganzen Klerus, mit der Synode. So ist hier ein monarchisches und demokratisches Element aufs glücklichste geeint. Wiederholt hat sich mir dieser Gedanke im Verlauf der Synode aufgedrängt. Auf der einen Seite Gelegenheit zu freiem Wort; nicht die Spur von »Kontrolle, Mache, Inszenierung« usw. in Kommission, Referaten und Diskussion, in Vortrag von Wünschen und Anträgen, in Annahme oder Ablehnung derselben — und auf der anderen Seite mit Hilfe dieses Materials die Entscheidung des Bischofs, das Gesetz; ein Gesetz des Hauptes aller, d. h. ein Gesetz ohne Parteilichkeit und ein Gesetz nach dem Gewissen des Bischofes, d. h. ein Gesetz unter Verantwortung. Auch diesen Punkt, den letzteren, wollen wir nicht außer acht lassen! Für einen Bischof mag es in dieser oder jener Sache bisweilen sehr schwer sein, sich zu entscheiden, nicht bloß sachlich, was die Lage erfordert, sondern auch seelisch, was die Verantwortung fordert (138),

2. „Die Gegenstände der Beratung entsprachen nach Wahl und Ausführung dem Zweck der Synode. Dieser Zweck war Prüfung und Reform. Prüfung: Es ist doch klar, wir leben in einer neuen, andern Zeit. Lockerung aller Ordnung, Schwächung der Autorität, Entfremdung dem Religiösen, Genußsucht uff., das ist es, was wir zum größten Teil »die neue Zeit« nennen. Zu dieser müssen wir Stellung nehmen, einmal für uns selbst: Pflichten und Rechte des Klerus, Stellung zu Bischof und Behörde, die Seelsorger in ihren verschiedenen Stufen, Heranbildung des Klerus, Heiligung und Studium desselben — wie stellt sich dies alles in dieser neuen Zeit? Dann für unser Wirken: denn in vielen Seelen ist diese Zeit wie ein reißender Bach verheerend eingerissen. Da fragt es sich: sind unsere bisherigen Methoden diesem modernen Geschlecht von heute gewachsen in Predigt, Christenlehre, Schule? Was ist zu tun, um dem Verderben zu wehren in Mischehen z. B. namentlich und in Vereinen? Was ist positiv zu tun, um die Schwankenden zu halten, die Entfremdeten zu gewinnen? Wird auch die Liturgie des Gottesdienstes, der Spendung der Sakramente uff. hiervon berührt und inwieweit: Reform? Dieser doppelte Gesichtspunkt der Prüfung und Reform beherrschte die Verhandlungen, Referate und Aussprache . . . Wohl ist nicht jede Frage besprochen, und die besprochene nicht bis in jede Einzelheit erledigt worden. Das sollte sie auch nicht! Eine Synode ist keine Pastoralkonferenz. Sie ist nicht ein Organ der Seelsorge, sondern der Kirche auch für die Seelsorge. Sie muß sich auf der Höhe des Prinzipiellen, der Richtlinien, halten und hat deren Auswahl, Anordnung und Begründung zu überlegen, sie hat das Praktische mit dem Ideellen zu einen! Sie stellt die Grundsätze auf nach dem unabänderlichen Richtmaß des Dogmas, der kirchlichen Verfassung, der neuen Bestimmungen des kirchlichen Rechtsbuches und fragt: was ist zu halten? Sie erwägt, welche Anwendung jene Grundsätze nach der heutigen Lage finden, und inwieweit, sie fragt, was ist zu ändern: ihr Zweck ist Prüfung und Reform.

3. Ueber die Freiburger Vorbereitung sei mitgeteilt: „Sie war umsichtig und gründlich und von langer Hand her eingeleitet; Zeit wurde ge-

lassen! Am 15. Januar ergingen die ersten Mitteilungen und Anordnungen. Konferenzen in allen Kapiteln fanden statt zur Vorlage aller geäußerten Wünsche und Anträge an die Behörde in Monatsfrist. Das gesamte Gebiet des priesterlichen Lebens wurde in acht Sparten gegliedert und diesen entsprechend behördlicherseits je ein Entwurf skizziert. Er bildete die Grundlage der Kommissionsberatungen. Acht bezw. sechs Kommissionen wurden gebildet (zwei hatten sich mit je zwei der Entwürfe zu befassen), je zwölf Mitglieder derselben, namentlich aus dem Seelsorgeklerus, durch den Erzbischof ernannt und auf Anfang August nach Freiburg einberufen. Hier nun war die nächste und arbeitsreichste Vorbereitung auf die Synode zu leisten. Sie wurde gründlich geleistet. In drei Tagen, für jedes Thema 1½ Tage, wurde der Stoff nach allen Seiten hin durchberaten, Wünsche und Anträge wurden gestellt bezw. beigezogen, an der Vorlage manches gestrichen, anderes hinzugefügt, das ganze Material in Form von Leitsätzen zusammengestellt und dem Ordinariat übergeben. Auf Grund dieses Materials arbeitete das Ordinariat eine Druckschrift aus, in welcher die erwähnten Leitsätze fast wörtlich wiederkehren. Diese Druckschrift wurde jedem Synodalmitglied geraume Zeit vor der Synode durch die Post zugestellt: sie bildete die Grundlage der Synodalberatungen. Dabei wurde ein weites Entgegenkommen bewiesen: die Kommission wählte Vorsitzende und Referenten usf., letztere zum Vortrag über die Beratungen auf der Synode selbst, und nur aus den dem Ordinariate nicht angehörenden Mitgliedern: letztere scheiden für beide Aemter von vornherein aus. Gewiß ein weites Entgegenkommen. Es wurde auch dankbar und freudig begrüßt als Zeichen hohen Vertrauens des Oberhirten in seinen Klerus und als Zeichen einer umfassenden Erwägung aller, auch der psychologischen Momente. Vom Beginn der Vorbereitung bis zum letzten Schluß der Synode am 9. September gab der Erzbischof derselben eine freiheitliche, großzügige, umfassende Anlage."

4. Die Bedeutung der Trierer Synode hat der erfolgreiche und hervorragende Promotor derselben, Prälat Prof. Dr. Kaas, bei Uebergabe des amtlichen Berichtes anläßlich des 40jährigen Bischofsjubiläums am 15. August in seiner Ansprache folgendermaßen charakterisiert: „Als glänzendes Zeugnis für die inneren Werte, die Ew. Bischöflichen Gnaden mit Gottes Segen geschaffen haben, wird der Synodalbericht in der Geschichte der Trierer Diözese seinen Ehrenplatz finden: ein documentum aere perennius — ein Dokument für ewige Zeiten und zugleich ein Symbol einer Herzens- und Geistesgemeinschaft zwischen Bischof und Klerus, wie sie in keiner Periode Trier. Geschichte inniger und vorbehaltloser bestanden hat.

„Bei der Feier der Synode haben Ew. Bischöflichen Gnaden in ebenso vaterländischen als apostolischen Worten der Freude und dem Trost über die wundervolle priesterliche Einigkeit Ausdruck gegeben, der die Verhandlungen beseelte . . . Die erste Seite des Synodalberichts trägt folgende Widmung:

Illustrissimo Et Reverendissimo Domino
Domino Michaeli Felici Korum
Episcopo Trevirensi
Qui Rara Divinae Providentiae Gratia
Per Quadraginta Annos
Fidei Catholicae Invictus Exstitit Vindex
Clero Dux Et Pater
Gregi Pastor Fidelissimus
Die Qua Nonum Episcopatus Lustrum Ingreditur
Clerus Dioecesis Trevirensis
Acta Synodi Sub Ipsius Auspiciis Celebratae
Praeclarae Sacerdotalis Concordiae Specimen
Filialis Amoris Documentum
Offert Et Dedicat."[1])

[1]) Unseres Bischofs Jubelfest. Die Festlichkeiten am 14. und 15. August 1921 zu Ehren des 40jährigen Bischofsjubiläums unseres Bischofs Dr. Michael Felix Korum zusammengestellt von K. Wies, Direktor der Paulinus-Druckerei. Mit 11 Illustrationen. (Trier, Paulinus-Druckerei, 1921 — 80 Seiten). S. 30.

Literarische Mitteilungen.

Auf 20 Seiten Text veröffentlicht P. Hildebrand Bihlmeyer O. S. B., der bekannte kritische Hagiograph, in der vornehmen Beuroner Benediktinischen Monatsschrift, 1921, Dezemberheft, S. 475 ff., knappe Werturteile über 117 Publikationen aus der Heiligenliteratur des Jahres 1920. Einige besonders nützliche Bemerkungen seien zu Nutz und Frommen weiterer Kreise wiedergegeben.

1. Von Th. N. Faßbinders Kleiner Heiligenlegende (Trier, Mosellaverlag, geb. 15 Mk.) urteilt B., sie werde bei Schulkindern jederzeit freundliche Aufnahme finden wegen der kurzen, schlichten Lesungen (meinem Empfinden nach, schreibt B., etwas zu nüchtern und farblos) und der hübschen Künstlerbilder von Ph. Schumacher, dessen Namen nirgends genannt werde.

2. Uneingeschränktes Lob wird den Charakterbildern der biblischen Frauenwelt des Kardinals von Faulhaber zu teil, die in 4. Aufl. in Paderborn (8,20 Mk.) erschienen sind. In fast regelmäßigen Zwischenräumen erlebe das Werk Neuauflagen. „Das mit Geist und Herzblut geschriebene Buch wird nie veralten, wird auch noch in späten Zeiten eine liebwerte Gabe für jede Frauenhand sein" (477).

3. Prof. Rademachers Seelenleben der Heiligen (Paderborn, 3. Aufl., 16 Mk.) wird vom Referenten als das gedanken- und ergebnisreichste Werk der diesjährigen hagiographischen Rundschau bezeichnet. B. wünscht Vertiefung durch geschichtliches Quellenstudium der Einzelheiligenleben und Einschränkung der allzu reichlichen Zitate aus Heiler, Hello, Hornesser, James, Mörchen u. a. „Auch wird dem Verfasser nicht erspart bleiben, zu den Problemen der Mystik eingehend Stellung zu nehmen. Das S. 12 und 157 ff. Gesagte genügt durchaus nicht, geschweige denn bezgl. der verschiedenen Formen des mystischen Gebets der Verweis auf Heilers verfehlte Gebetsstudie. Ich bin auf Grund jahrzehntelangen Fach- und Quellenstudiums des Heiligenlebens mit R. überzeugt, daß Mystik und Heiligkeit nicht identisch sind.

„Mystik ist einer der vielen Wege zum Himmel und zur Heiligkeit, ein steil und schroff, aber rasch und sicher emporführender Höhenweg, den wohl die meisten kanonisierten Heiligen wandelten, und auf dem die göttliche Erbarmung auch heute noch einzelne Seelen himmelwärts führt. Mystik ist ein außergewöhnlicher Heilsweg, darf also nie und nimmer zum Ziel der Seelsorge gemacht werden. Das wäre gefährlich und eine Verirrung" (479). R., der Forscher im „Seelenleben der Heiligen", kann sicher sein, das bisherige Wissen in diesem Punkte genügt wirklich nicht! Sonst könnte es ihm passieren, daß ihn „die Spottgeburt von Dreck und Feuer" glatt an der Nase herumführte, und ihm, dem Fachmann im Seelenleben der Heiligen nicht einmal die Gretchen-Ahnung dämmerte, die der Dichter in die Mephisto-Worte kleidete:

„Und die Physiognomie versteht sie meisterlich.
In meiner Gegenwart wird's ihr, sie weiß nicht wie,
Mein Mäskchen da weissagt verborgenen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie,
Vielleicht gar wohl der Teufel bin." —

Ging doch der Professor der Tragödie der Sache wenigstens auf den Grund und bildete sich alsdann sein Urteil:

„Das also war des Pudels Kern!
Ein fahrender Scolast! Der Casus macht mich lachen!" —

Auch von Gelehrten, und sogar sich groß und sehr klug dünkenden, könnte der Vers gelten:

„Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte!"

Sagt doch schon uralte Spruchweisheit, daß neben der Christuskirche Satanas sich anbaut.

4. Die Dominikusbiographie v. P. Rings O. P. (Dülmen, 21 Mk.) trägt den Untertitel „Sein Leben und seine Ideale". B., der kurz vorher Abt

Herwegens Leben des heil. Benedikt als ein „feinsinniges und geistreiches Charakterbild" gewertet hat, gibt zu der Arbeit des verdienstvollen früheren Berliner Dominikanerpriors einige lehrreiche Bemerkungen: „Der Hauptwert des Buches von P. Rings liegt nämlich nicht so sehr in der Darstellung der geschichtlichen Ereignisse, als vielmehr der großen Ideen, von denen dieser hl. Ordensstifter getragen war. Am Anfang und Ende des Buches steht je ein 6- bis 8seitiges Literaturverzeichnis. Doch geht diesem die äußere methodisch-kritische Ordnung und Genauigkeit ab. Im eigentlichen Texte selber fühlt man es immer wieder heraus, daß der Verfasser zu den Quellen kein klares seelisches Verhältnis hatte. Nirgends wird zwischen Legenden und Geschichte geschieden. Wahl- und kritiklos wird „alten Biographen" und „zeitgenössischen Chroniken" nacherzählt. Und doch sind gerade die Anfänge des Dominikanerordens wie bei keinem andern Orden von dichtem Legendengestrüpp überwuchert. Die Festgabe zum heurigen Dominikanerjubiläum ist zu breit, zu panegyrisch gehalten. Der gelehrte Orden schuldet uns also immer noch das Leben seines Vaters und Stifters in doppelter Gestalt: in ansprechender volkstümlicher Form und als wissenschaftliches Charakterbild." Damit behält doch die Arbeit des verehrten und unermüdlichen P. Rings ihre Bedeutung als aszetische Lektüre. Aber solch' besonders schwierige historische Probleme kann nur der geschulte und erfahrene Fachmann allseits befriedigend lösen. Man muß sich vor dem echten Historiker verehrungsvoll verneigen.

5. Hohe Anerkennung wird gezollt W. Lampen O. F. M. mit seiner Studie: Thiofried von Echternach, † 1110 (der Biograph des hl. Willibrord, Breslau, 15 Mk.). Es sei eine wertvolle junge Gelehrtenarbeit über einen fleißigen, alten Hagiographen. Nach einigen Streiflichtern „zur Lebensgeschichte" beschäftigte sich der Verfasser eingehend philologisch-geschichtlich mit Th.'s Werken und untersucht allseitig die bilderreiche, gekünstelte und schwulstige Sprache. Es handelt sich um die (geschichtlich wenig wertvollen) vitae s. Irminae († 708), s. Lutwini († 713), s. Willibrordi († 739) und die Flores epitaphii sanctorum.

6. Die von M. Tangl nach den Ausgaben der Monumenta Germaniae besorgte Neubearbeitung der ins Deutsche übersetzten verschiedenen Leben des hl. Bonifatius, des hl. Sturmius und der hl. Lioba (3. Aufl., Leipzig, 18 Mk.) dürften nach B. in keiner Klosterbibliothek fehlen. „Schon die in der Einleitung und in den Anmerkungen verarbeitete einschlägige Forschung der letzten Jahrzehnte lohnte reichlich den Erwerb des Buches. Auch in jede Priesterbibliothek gehörte es. Wie viel sonnige Ruhe und Glaubenskraft könnte von ihm auf seinen Leser und Besitzer übergehen, zumal in unseren düsteren, nebelkalten Zeiten!"

7. Mit großer Befriedigung nennt der gelehrte Benediktiner und Hagiograph die Ignatiusbiographie von Genelli-Kolb, die in 3. Auflage (Regensburg, 27,50 Mk.) vorliegt. „Sie ist eben mit Verstand und Herz auf Grund ernster geschichtlicher Studien geschrieben worden. Für diese 3. Auflage hatte der Bearbeiter das Glück, Quellenwerke ersten Ranges, die Monumenta historica Societatis Jesu, speziell den Band über den hl. Ordensstifter selber und den 1. Band der spanischen Jesuitengeschichte von Astrain, benutzen zu können. Man sieht und fühlt überall die sorgsam nachbessernde Hand. So haben wir nun ein Ignatius-Leben, auf dessen Lesung man sich aufrichtig freuen kann, sei es, daß man es in stillen Erbauungsstunden auf sich wirken läßt oder ihm bei öffentlicher Vorlesung in religiösen Anstalten und Vereinen oder bei der Tischlesung im Kloster lauschen darf."

8. Bedeutsam ist P. B.'s Urteil über das Büchlein des P. Wilms O. P. Dominika Klara Moes (Dülmen, 5 Mk.). „Das Nebelgewölk um Mutter Dominika", so schreibt der kritische Fachgelehrte und Ordensmann, „zerteilt sich immer mehr. Ihr Tugendheroismus und ihre mystische Begnadigung treten immer heller und deutlicher hervor. Alles deutet darauf hin, daß wir in ihr eine kommende deutsche Heilige begrüßen dürfen. Das Büchlein von Wilms bietet einen guten Einblick in ihr geheimnisvolles Sühneleben; es ist mit dem klug-behutsamen und doch gläubig-ehrfurchtsvollen Urteil eines Historikers und

Theologen aus dem Dominikanerorden geschrieben. Es möchte nach dem Beispiel Mutter Klaras die Leser anregen, „im Rahmen des Alltags die sühnende Liebe zu üben", auf daß sich „so manches sonst scheinbar verlorene Leben und die Tage des Hilflosen, der sich und anderen eine Last ist, mit neuem Werte füllen" (492). Der Wunsch der heimgegangenen Klostergründerin nach einer Ordensniederlassung in der Wallfahrtsstätte Klausen, wo sie in den Dezembertagen 1877 in hart bedrängter, furchtbarer Leidenszeit die Hilfe der milden und gütigen Schmerzensmutter fand, ist nach ihrem Tode in Erfüllung gegangen. Ihre Nachfolgerin auf dem Limpertsberg, Mutter Katharina von Spee, ist die derzeitige Priorin der schon vor der Revolution genehmigten und im Juni 1918 verwirklichten Neugründung.

9. Das kleine Wendelinus-Büchlein von M. Notton (Saarlouis, Hausen, 4,20 Mk.) „mußte bereits zum neunten Male gedruckt werden, ein Zeichen, daß man es im Volke zu schätzen weiß. Fachwissenschaftlich enthält man sich besser des Urteils", schreibt B., „da der Verfasser ausdrücklich keine »historisch-kritische Monographie« bieten wollte. Es gäbe aber doch auch noch einen Mittelweg!" meint der kluge Benediktiner.

10. Wir können aber hier in Trier nicht gut mit dem „Mittelweg" schließen Darum sei noch auf Prof. R. Buchwalds Kalendarium Germaniae hingewiesen: „Die Sonderfeste von 80 deutschen Diözesen nach der letzten liturgischen Reform" (Breslau, 10 Mk.). „Erst werden in zwölf Monatstafeln die in den einzelnen Diözesen gefeierten Heiligen und Seligen aufgezählt, dann alphabetisch biographische Notizen und Quellenhinweise dazu geboten mit Berücksichtigung der Geschichte der Diözesen. Ein Schlußwort enthält Vorschläge für die in allen Diözesen Deutschlands zu feiernden Feste, also für ein künftiges Proprium totius Germaniae." — Dann passiert dem jahrzehntelangen Forscher ein Malheurchen, in das sich der verantwortliche Redakteur P. Daniel Feuling rühmlichst teilen darf. Er klagt: „Befremdlich und bedauerlich ist, daß die größte deutsche Jungfrau und Mystikerin, die hl. Gertrud d. Gr. von Helfta, offiziell in keiner deutschen Diözese mehr verehrt wird" (476). — Doch wohl in allen und auf der ganzen Welt durchs Breviarium und Kalendarium Romanum unter dem 15. November! — Aber den Ergänzungswunsch zu ihrem „Gesandten" (6. u. 7. Auflage, Herder, 12 Mk.) billigen wir ganz: „Es möge das verloren gegangene Heilandswort aus Is wieder eingereiht werden, »daß er auf Erden nirgends lieblicher zu finden sei als im Sakramente des Altars und in Herz und Seele dieser seiner Liebhaberin.«"

Trier. Prof. **J. Hamm.**

* * *

Liturgische Entscheidungen.

Neue Feste für die ganze Kirche. Wonach man in weiten Kreisen sich längst gesehnt hat, ist endlich in Erfüllung gegangen. Durch Decretum Urbis et Orbis der Ritenkongregation vom 26. Oktober 1921 hat Papst Benedikt XV. das Offizium und die Messe der hl. Familie am Sonntag innerhalb der Oktav von Epiphanie, des hl. Erzengels Gabriel am 24. März und des hl. Erzengels Raphael am 24. Oktober, alle drei als duplex maius für die ganze Kirche vorgeschrieben, oder, da fast alle Bistümer der ganzen Welt von der Reform des Breviers diese drei Offizien in ihrem Proprium hatten, wieder eingeführt. Das Dekret sagt, der Papst sei plurimorum Sacrorum Antistitum votis und peculiaribus validisque rationibus dazu bewogen worden. Das Dekret weist daraufhin, quantum sit aequum et salutare domesticae familiae ipsique societati consociationem Sanctae Familiae . . . fovere ac propagare . . . atque iugi ac fructuosa beneficiorum meditatione et virtutum imitatione Sanctam Familiam Nazarenam recolere ac celebrare und in wie engem Zusammenhang damit die beiden Erzengel Gabriel und Raphael stehen.

Mit Rücksicht auf das bekannte magnificum testimonium de Romana Ecclesia: Ad hanc enim Ecclesiam propter potentiorem principalitatem necesse est omnem convenire Ecclesiam etc. schreibt dasselbe Dekret das Fest des hl. Irenaeus

Ep. et Mart. am 28. Juni als duplex vor und verlegt das auf diesen Tag fallende Fest des hl. Leo II. Papa et Conf. auf dessen dies natalis 3. Juli.

Diese vier Feste sollen schon im Jahre 1922 begangen werden. Jedoch dürfen die Bischöfe und Ordensobern, quatenus in Domino ipsi hoc expedire iudicaverint, den Beginn derselben auf das Jahr 1923 verschieben.

Die Direktorien für 1922 sind wohl schon alle soweit im Drucke vorgeschritten, daß diese vier neuen Feste ihnen nicht mehr einverleibt werden können. Aber für alle Deutschen Bistümer ist es noch Zeit, ein besonderes Blatt am Ende des Direktoriums beizufügen oder die Mitteilung in der ersten Nr. des betr. kirchlichen Amtsblattes zu bringen. In allen Brevieren, welche vor der letzten Reform des Breviers gedruckt worden sind, stehen diese vier „neuen" Offizien im Anhang, und alle Missalien enthalten diese vier „neuen" Messen im Anhang. Nachdem ich mehrere Male im P. b. die Wiedereinführung des Offiziums der hl. Familie für unser Bistum dringend befürwortet hatte, darf ich jetzt meiner besonderen Freude darüber Ausdruck geben, daß der Wunsch weitester Kreise des Klerus durch den Papst selbst für die ganze Kirche erfüllt worden ist.

Waldhilbersheim Dechant Dr. **Ott.**

Bücherschau

Moraltheologie von Franz Adam Göpfert. Achte verbesserte Auflage, besorgt von Regens Karl Staab. 3 Bände. I. Bd., 474 S., 18 Mk. und 40 Proz. II. Bd. 450 S., 24 Mk. und 40 Proz., III. Bd., 545 S., 45 Mk. Paderborn, Schöningh, 1920 und 1921.

1896 erschien die erste Auflage des Göpfert'schen Handbuches, 1920 die achte, die in pietätvoller Weise von Regens K. Staab, Würzburg, besorgt wurde. Die Herausgabe des neuen kirchlichen Rechtsbuches führte eine Menge Aenderungen, namentlich im dritten Bande, herbei, doch blieb der Gesamtcharakter des Moralwerkes gewahrt, wie es der am 18. April 1913 zu Bozen-Gries bei Herausgabe der 7. Auflage heimgegangene edle Moralprofessor geschaffen hatte. Damit ist aber auch schon hervorgehoben, daß das Werk in weiten Kreisen fest eingebürgert ist und einer besonderen Empfehlung nicht bedarf. „Der Vorzug dieses Moralwerkes", hebt der Altmeister der Moral, Prof. Biederlack S. J., in einer ausführlichen Rezension in der Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie, 1921, S. 597 ff., hervor, „liegt außer der soliden und zuverlässigen Lehre vor allem in der Fülle des Stoffes, den es bietet. Der Verfasser steigt aber auch möglichst tief zu den Einzelheiten herab und erleichtert dadurch dem Leser die Entscheidung ähnlicher Fragen und Fälle. Damit ist auch der wesentliche Unterschied desselben von der neuen Moraltheologie Mausbachs angegeben und zugleich auch die, wenn der Ausdruck gestattet ist, etwas schwächere Seite des Göpfert'schen Werkes."

Die Mutter und ihr Wiegenkind. Von Herm. Muckermann. 1.—30'000. 16 S. Preis 1,50 Mk. Dümmler, Berlin, 1922.

Die naturtreue Normalfamilie. Von Herm. Muckermann. 1—30 000. 16 S. Preis 1,50. Ebendort.

Kinder der Heiligen. Erwägungen über die Ehe und das sechste Gebot. Von Domvikar Willibrord Schlags. 15—17000. 24 S. 2,— Mk. Trier, Paulinus-Druckerei.

Was P. Dr. Hallfell von den Weißen Vätern in seiner Kritik des Heftchens von Schlags schrieb, gilt von jeder dieser drei Broschüren: Seelsorger, die Standespredigten halten, junge Leute zum Brautexamen vorbereiten, bei der Seelenführung aufklärend wirken müssen, finden eine willkommene Hilfe. — Glücklich die jungen Leute, denen ein solcher Führer bei ihrem Eintritt ins Leben entgegentritt, glücklich die Eheleute, die ihn als Ratgeber immer zur

Seite haben. — Auf 100 Lebendgeborene kommen zur Zeit wenigstens 15, die als Wiegenkinder sterben. 1913 starben im ersten Lebensjahre bei uns fast 300 000. „Weit über die Hälfte dieser kostbaren Blumen verwelkten", weil ihnen die mütterliche Nahrung und Pflege versagt blieb." (M., Die Mutter, S. 4.)

Trier. Prof. **Hamm.**

Deutsche Nationalerziehung und katholisches Christentum. Von Dr. Heinr Mayer, Hochschulprofessor am Lyzeum Bamberg. Heft 6 der Religionspädagogischen Zeitfragen von Dr. J. Göttler. Preis 12,— Mk. Kösel-Pustet, Kempten.

Was wir früher gewohnt waren und nach dem Kriege sich verständigerweise etwas verloren hatte, das fängt jetzt wieder an, „marktfähig" zu werden, die Behauptung nämlich, der katholische Glaube sei „national unzuverlässig". Prof. Mayer unternimmt es in seiner Schrift „Deutsche Nationalerziehung und katholisches Christentum", nachzuweisen, daß eine nationale deutsche Erziehung (nicht zu verwechseln mit einer abzulehnenden „deutschnationalen") auf Grund des katholischen Glaubens nicht nur sehr gut möglich, sondern für Deutschland einfach unentbehrlich ist. Wenn man auch in einzelnen Fragen (z. B. in der Försterauffassung) nicht die Meinung des Verfassers zu teilen braucht, so muß man doch seine Darlegungen über Nationalgefühl, deutsche Eigenart, Geschichte der deutschen Nationalerziehung, moderne Schule als nationale Bildungsanstalt, Anteil der Religion an der nationalen und staatsbürgerlichen Erziehung als grundlegend für die künftige nationale Erziehung in den katholischen Schulen betrachten. Die einschlägige Literatur ist sehr eingehend benutzt und die richtige Mitte zwischen großen akademischen Erörterungen derartiger Probleme und allzu populärer Darstellung eingehalten. Unsern Theologen und Pädagogen kann man dieses Werk zum Studium und zur praktischen Anwendung wirklich empfehlen.

Trier. **Kammer.**

Elftes und zwölftes Jahrbuch des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von Dr. Joseph Göttler, Universitätsprofessor, München. Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten und München, 1920.

Unser Altmeister der Pädagogik, der uns jüngst durch den Tod entrissene Führer Dr. Otto v. Willmann, eröffnet den Reigen der trefflichen Darbietungen. Es ist seine letzte Gabe an den Verein: „Unsere Klassiker nach ihrem Werte für die Gegenwart". Mit doppeltem Interesse und nicht ohne Wehmut liest man die kleine, markige Abhandlung. Sie führt uns in das Reich der Ideale, die uns keine Fremdherrschaft rauben kann, in das Reich der großen Dichter und Denker, der „Schutzpatrone der Schule". Die Werke dieser Männer wenden uns von den Nichtigkeiten des Daseins ab zu den zeitlosen Gütern, die dem Schaffen Adel und Anmut, dem Leben Würde und sittlichen Ernst verleihen. Selbst der Fremdherrschaft abgerungen, behalten sie ihren Wert mitten in wechselnden Strömungen der Zeit und sind nicht bloß ein Trost für die Gegenwart, sondern auch ein Unterpfand für die Zukunft, daß in uns noch die Kraft schlummert zum Aufwärtsschreiten auf die Höhe unserer Vorfahren. Willmann zeigt, wie die Schule wesentlich berufen ist, die Gaben aus dem Musenhaine zum Gemeingut des deutschen Volkes zu machen, und stellt uns so gleichsam in seinem Testamente christlich-deutsches Volkstum als kostbares Bildungsgut des vaterländischen Schulwesens dar.

An zweiter Stelle steht eine ausgezeichnete Arbeit von Institutslehrer Dr. Joh. B. Westermayr in München: „Untersuchungen über den Geschichtsunterricht mit besonderer Berücksichtigung der weiblichen Mittelschulen". Der Verfasser hat das Thema auf dem Boden einer reichen Literatur und seiner eigenen zielbewußten Beobachtung weitausholend und tiefgründig bearbeitet, so daß das Ergebnis seiner streng logischen Gedankengänge eine reife und wertvolle Frucht darstellt, deren Entwicklung der fachmännische Leser mit großem Interesse verfolgt. Eingestreut sind mancherlei psychologisch-methodische Bemerkungen, die den Kern der Darlegungen nur flüchtig berühren, aber will-

kommene Ausblicke bieten. Eine besondere Freude bereitet der wissenschaftliche Nachweis, daß die Urteile bedeutender Pädagogen der vorwissenschaftlichen Zeit über die Eigenart der Mädchenseele als richtig anerkannt werden müssen.

„Neue Wege im deutschen Unterricht" heißt der praktische Beitrag von Schulrat Joh. Jos. Wolff in Bergheim (Erft). Der Verfasser behandelt die Grundlagen für die Ausgestaltung des deutschen Unterrichts und ihre Wirkungen auf dessen Zweige, besonders auf das Lesen und den Aufsatz. Nach Art eines Fachmannes, der viele Jahre eine breite Praxis mit einer gesunden Theorie verknüpfte, würdigt er unter Einfügung wertvoller Fingerzeige mit sicherem Urteil ebenso klar wie maßvoll die neuere Bestrebungen auf dem Gebiete des Deutschen", so daß zweifellos mancher Leser ihm für die gewonnene Ein- und Uebersicht dankbar sein wird.

Mehr Weisheit als Wissenschaft bietet der vierte und letzte Beitrag: „Theorie und Erfahrung" von Schulrat Joh. Erdmann (Godesberg), der kurz nach Fertigstellung des Manuskriptes das Auge für immer schloß. Auch diese Blätter muten den Leser an wie das Testament eines erfahrenen Mannes, eines alten Schulmannes, der in der Abendruhe seines Lebens den Scheinwerfer auf seine lange Dienstzeit richtete und dem Niederschlag seiner rückläufigen pädagogischen Betrachtungen die Schultür weiter aufmachen wollte. In anspruchsloser, aber doch sehr ansprechender Form schreibt er über allerlei Dinge, die jeden Schulfreund und Erzieher immer interessieren, über Kind und Lehrer, Eltern, Vertrauen, Individualität, Erleben, Fragen der Kinder, Konzentration, Vortrag der Gedichte, Höflichkeit, Selbsterziehung, Eigensinn, Lüge, Kino, Spreu usw. Eine gewinnreiche, köstliche Gabe!

Trier. **Faßbinder,** Konrektor.

Die sonntäglichen Episteln im Dienste der Predigt erklärt. Von Fritz Tillmann. 1. Bd. VI u. 311 Seiten. Brosch. Mk. 28,—, geb. Mk. 35,—. L. Schwann, Düsseldorf, 1921.

Seiner zweibändigen Erklärung der sonntäglichen Evangelien läßt Tillmann eine ebenfalls auf zwei Bände berechnete Bearbeitung der sonntäglichen Episteln im Dienste der Predigt folgen.

Der erste Teil umfaßt die Lesungen vom Advent bis Palmsonntag. Auch hier tritt uns allenthalben der mit jeder einschlägigen Frage vertraute Exeget entgegen, wie in der Evangelienerklärung. Darin liegt der besondere Wert dieser Hilfsmittel für die Predigt, der dadurch bedeutend erhöht wird, daß Tillmann ein eigenes Geschick besitzt, seine Gedanken in formvollendeter Sprache vorzutragen. Es war ein glücklicher Griff, den einzelnen Perikopen eine Ueberschrift zu geben, die das Leitmotiv sofort kräftig anklingen läßt. Tillmann hat eine viel zu große Achtung vor der persönlichen Eigenart des Predigers, als daß er ihm fertige Predigten vorlegte. Er will dazu anleiten, aus der Quelle der hl. Schrift selbst zu schöpfen.

Jesus und die soziale Frage. Von Alphons Steinmann VII u. 262 S. 8°. Brosch. Mk. 37,—. F. Schöningh, Paderborn, 1920.

Wer die Lehre und das Leben Jesu in Beziehung setzen will zur sozialen Frage der Gegenwart, könnte einen doppelten Weg einschlagen: Entweder geht er von unserer Zeit aus und prüft, was Jesus zu den verschiedenen Problemen zu sagen hat, die wir mit dem Sammelbegriff „soziale Frage" bezeichnen, oder er untersucht die zeitgeschichtlichen Verhältnisse von damals, als Jesus auf Erden lebte, unter dem Gesichtswinkel des Sozialen und sieht dann zu, wie Jesus dazu Stellung nahm. Der zweite Weg dürfte sicherer zum Ziele führen als der erste. Steinmann geht ihn auch deshalb, weil seine früheren Arbeiten über die Stellung des Urchristentums zur Sklaverei ihn darauf führten. Die geschichtliche Betrachtung erbringt den Nachweis, daß Jesus nie ein sozialer Reformator sein wollte, daß er deshalb auch kein soziales Programm aufgestellt hat. Er wollte die Welt nicht auf eine höhere wirtschaftliche Stufe heben, sondern sie von der Sünde erlösen, die zugleich die Wurzel aller sozialen Uebel ist. In der Lehre Jesu sind deshalb auch jene Grundsätze zerstreut enthalten die damals und heute der sozialen Not der Menschheit helfen können. Sie zu

kennen, ist für jeden notwendig, der vom religiösen Standpunkt aus an die soziale Frage herantritt.

Im zweiten Teil bringt der Verfasser die praktische Verarbeitung der vorausgehenden Untersuchung. Der Seelsorger wird in den Fastenpredigten über — Jesus, die Ehe und die Familie; Jesus und die Arbeit; Jesus und der Reichtum; Jesus und die Armut; Jesus und die Nächstenliebe; Der Karfreitag und die sozialen Werte — vieles finden, was er auf der Kanzel und im Verein gut gebrauchen kann.

Christus in der modernen sozialen Bewegung. (Biblische Zeitfragen, neunte Folge, Heft 5/6.) Von Petrus Dausch. Brosch. Mk. 2,20. Aschendorff, Münster i. W., 1920.

Dieses Doppelheft der noch viel zu wenig verbreiteten „Biblischen Zeitfragen" unterrichtet in gedrängter Darstellung sehr gut über die Stellungnahme der altliberalen sozialen, der modernen sozialistischen und der christlich-sozialen Bewegung zu Christus. Da nicht selten von Sozialisten Christus als der große Vorkämpfer für die Rechte des Proletariats, ja geradezu als Sozialrevolutionär hingestellt wird, begrüßen wir dankbar das Erscheinen der vorliegenden Untersuchung.

Trier. Dr. **Ketter.**

Graf von Hertling als Augustinusforscher. Von Dr. philos. et theol. Johannes Hessen. 21 S. Düsseldorf, Cäcilien-Verlag, 1919.

Magni Aurelii Augustini sedulus indagator, so hat der Benediktiner Morin den Grafen von Hertling genannt. Was und wie er geforscht, das will Hessen in seinem gedrängten Schriftlein uns zeigen. Von Hertlings philosophisch-systematische Veranlagung ermöglichte ihm, in die Gedankenwelt Augustins einzudringen, sie in ihren Höhen und Tiefen zu erfassen. Der historisch-analytische Sinn, der ihm eignete, befähigte ihn, die Gedanken des christlichen Platonikers in ihrem ursprünglichen Sinne wiederzugeben. Der Dienst an der Wahrheit gilt ihm als Dienst Gottes. So ragt denn der Wert der von Hertlingschen Leistungen auf dem Gebiete der Augustinusforschung hinaus über die Lebensgrenzen ihres Trägers.

Gelsenkirchen. P. **Bernhard Gerardi** O. M. J.

Die Danksagung nach der hl. Kommunion. Von Gustav Villefranche S. J. Deutsche Uebersetzung von Generosus Teifl O. F. M. Kl. 8° (XVI, 255). Mk. 7,60. Freiburg i. Br., Herder, 1920.

Der deutschen Literatur über die hl. Kommunion, die in dem letzten Dezennium bedeutend angewachsen war, fehlte ein Werk, das die Danksagung nach der hl. Kommunion behandelte, von der sicher behauptet werden kann, daß sie ebenso wichtig ist wie die Vorbereitung. Der Verf. hat seinen Gegenstand theoretisch und praktisch erschöpfend behandelt, so daß sein Werk eine gute Anleitung, die kostbare Zeit nach der hl. Kommunion bestens zu verbringen, bedeutet, die allen empfohlen werden kann. Anhangsweise befindet sich in dem Werke die „Art und Weise, die Kommunionmesse zu hören".

Hangelar (Siegkr.) **H. Stolte** S. V. D.

Im Klostergarten. Friedliche Religionsgespräche. Von P. Hartmann Eberl O. S. B. 100 S. Preis Mk. 5,—. Verlag von Herder, Freiburg.

Das vorliegende Bändchen erscheint in der Sammlung „Bücher für Seelenkultur", die bereits zehn Schriftchen umfaßt, die wir zum Teil schon besprochen haben.

In der Form einer Unterredung zwischen einem evangelischen Pfarrer und einem Benediktinerpater werden die Differenzen besprochen, die sich im Denken und Fühlen dieser beiden Vertreter ihrer Konfession ergeben, die aber voll des guten Willens sind, das Gute beiderseits anzuerkennen und zum Frieden zu streben. Wenn durch dieses Büchlein Nichtkatholiken lernen würden, so manche Vorurteile abzulegen und manche Katholiken noch mehr den Wert ihres Bekenntnisses und ihrer Gnadenmittel und des katholischen Gottesdienstes zu schätzen, dann hätte es einen den Gegnern sehr notwendigen Dienst getan.

Tr. **P. W.**